

Malerei und technische Künste bei den Dayaks.

Von

Alois Raimund Hein,

k. k. Professor und akademischer Maler.

Mit zehn Tafeln (Nr. IX — XVIII) und achtzig Abbildungen im Texte.

Die im Nachfolgenden niedergelegten Betrachtungen sind ein Theil meiner demnächst erscheinenden Schrift über »die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo«. Sie betreffen in dem Abschnitte über die Malerei vorwiegend die eigenthümlichen Dämonenbilder auf Dayakschilden, wozu mir seitens der Directionen verschiedener europäischer Museen ein reichhaltiges Material an photographischen oder zeichnerischen Aufnahmen und an schriftlichen Mittheilungen verschiedener Art bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde. Der andere Abschnitt, der Besprechung der technischen Künste gewidmet, beruht durchaus auf Beobachtungen, welche sich von den Objecten der ethnographischen Sammlung des Wiener Museums ablesen liessen, und ist, der Zusammensetzung dieser Collection entsprechend, vorzugsweise auf das Kapuasgebiet beschränkt. Die Mehrheit der aus Borneo stammenden Gegenstände der Wiener Sammlung verdankt das Museum den eifrigen und erfolgreichen Bemühungen des Herrn Dr. Felix Isidor Bacz, welcher als Militärarzt auf Borneo viele Expeditionen zu Wasser und zu Lande mitmachte und häufig in die Lage kam, innerhalb eines bestimmten Districtes seinen Wohnsitz zu wechseln, bei welchen Gelegenheiten, sowie während der zahlreichen Dienstreisen, die ihn in die einzelnen Landschaften seines Rayons führten, er in den Ländereien des Kapuasstromes und seiner Nebenflüsse jene Gegenstände sammelte, welche gegenwärtig den Grundstock der Dayaksammlung des Wiener Museums bilden. Manche für den Transport zu umfangreiche oder schwer zu beschaffende Objecte, so namentlich die Modelle von Booten, Häusern u. dgl., liess er auch in seinem Hause zu Nangya-Badau von Batang-lupar-Dayaks anfertigen und konnte bei der Auswahl der Arbeitskräfte umsomehr völlig frei und unbehindert verfahren, als eigentliche »Handwerker, welche sich ausschliesslich mit der Anfertigung des einen oder des andern Gegenstandes befassen, nicht gefunden werden«, und jeder Eingeborne vielmehr alles zu seinem Haushalte Nöthige selbst zu machen pflegt.

Was die Darstellung der Ornamente betrifft, so muss ich, um allen Missverständnissen von vorneherein zu begegnen, hervorheben, dass es mir bei der Wiedergabe der Formen und Reihungen vor allen Dingen um das möglichst richtige und vorurtheillose Erfassen des der Decoration zu Grunde liegenden Gedankens zu thun war. Wenn also in rhythmischen Reihen oder in bei den Dayaks allerdings auffallend selten vorkommenden Dessins ein und dasselbe Grundmotiv bei öfterer Wiederholung leichte, durch die Mängel der technischen Herstellung, durch Unvollkommenheit der Werkzeuge, durch Zufälligkeiten oder durch offenbare Launenhaftigkeit des schrankenlos sich selbst über-

lassenen Ornamentisten hervorgerufene Varianten aufweist, dann wurde von mir immer nach längerer Ueberlegung diejenige Form gleichsam als Typus des von dem Erfinder zweifellos beabsichtigten Ornamentmotivs zur Nachbildung ausgewählt, welche nach meinem Dafürhalten den vorerwähnten ornamentalen Gedanken in möglichster Unzweideutigkeit, Schärfe und Eigenartigkeit ausspricht. Ich glaubte zu einem solchen Verfahren um so eher berechtigt zu sein, als der Hauptzweck meiner Arbeit die Untersuchung und Feststellung des in den künstlerischen Arbeiten der Dayaks sich äussernden Decorationsprincipes ist, eine Untersuchung, die durch das penible, den freien Ueberblick versperrende Hereinziehen der tausend kleinen Zufälligkeiten an Klarheit und Bestimmtheit nothwendig verlieren müsste, ohne darum der Wahrheit näher zu kommen.

Schliesslich sage ich Allen, welche mir bei dieser Arbeit ihre freundliche Unterstützung zu Theil werden liessen, hiermit besten Dank.

Malerei.

Die noch kindliche Kunst greift mit Vorliebe zur Farbe, ¹⁾ auch wo es ihr nicht darum zu thun ist, Werke der Malerei im strengen Sinne des Wortes hervorzubringen. Die Grenzen der Künste sind daher in ihren Anfangsstadien minder scharf umrissen als in den Zeiten fortgeschrittener Entwicklung. Der Kunsthistoriker von Fach begegnet auf seinem Wege, der ihn nur bei den Blütheepochen der Culturvölker zu beschaulicher Rast einladet, blos ausgereiften Richtungen von bestimmtem Gepräge. Wer es sich zur Aufgabe gemacht hat, seitab liegende Pfade zu wandeln, die zu den Anfängen menschlicher Entwicklung zurückleiten, der wird dort, wo er die Künste in ihrem Werdeprocess antrifft, auf eine streng systematische Eintheilung verzichten müssen und die Einzelgebiete nur in beiläufigem Umriss zu begrenzen vermögen. Der Naturmensch ist weder Maler, noch Bildhauer, noch Architekt, oder besser er ist alles das zusammengenommen, sobald Bedürfniss und Neigung ihn dazu anspornen. So finden wir bei den Dayaks die Farbe an vielen Werken, welche dem Kunsttriebe ihre Entstehung verdanken, sich geltend machen, und an ihren plastischen Arbeiten ist vielfach das Bestreben ersichtlich, dieselben durch Bemalen lebensvoller zu gestalten.

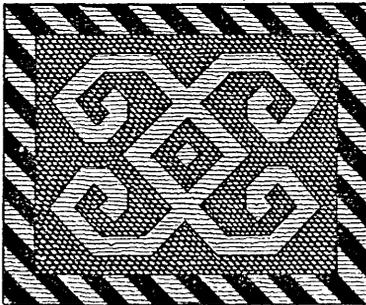


Fig. 1.

Ornament von einem Daghestän-
Teppich.

(Privatbesitz. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 200.

Auch die Gegenstände des Alltagsgebrauches zeigen nicht selten, selbst wenn sie durch Schnitzen, Schneiden, Ritzen u. s. w. in irgend einer Weise ornamentirt sind, ausserdem noch die Hervorhebung einzelner Partien durch aufgemalten Decor. Von diesen Erzeugnissen will ich indess hier absehen und nur jene künstlerischen Hervorbringungen in Berücksichtigung ziehen, deren Ausschmückung lediglich der Technik des Malens ihre Entstehung verdankt. Hierher gehört der auf Tafel 10, Nr. 13 dargestellte Deckel einer Hausapotheke, dessen geschmackvolles, eingehängte Spiralen enthaltendes Ornament durch Farbeauftrag gebildet ist. Die Hausapotheke »supon«, eine aus Baumrinde angefertigte grosse cylindrische Dose, dient zur Aufnahme verschiedener heilkräftiger Kräuter, Wurzeln und Früchte, sowie zur Bergung krankheitverscheuchender

Auch die Gegenstände des Alltagsgebrauches zeigen nicht selten, selbst wenn sie durch Schnitzen, Schneiden, Ritzen u. s. w. in irgend einer Weise ornamentirt sind, ausserdem noch die Hervorhebung einzelner Partien durch aufgemalten Decor. Von diesen Erzeugnissen will ich indess hier absehen und nur jene künstlerischen Hervorbringungen in Berücksichtigung ziehen, deren Ausschmückung lediglich der Technik des Malens ihre Entstehung verdankt. Hierher gehört der auf Tafel 10, Nr. 13 dargestellte Deckel einer Hausapotheke, dessen geschmackvolles, eingehängte Spiralen enthaltendes Ornament durch Farbeauftrag gebildet ist. Die Hausapotheke »supon«, eine aus Baumrinde angefertigte grosse cylindrische Dose, dient zur Aufnahme verschiedener heilkräftiger Kräuter, Wurzeln und Früchte, sowie zur Bergung krankheitverscheuchender

Auch die Gegenstände des Alltagsgebrauches zeigen nicht selten, selbst wenn sie durch Schnitzen, Schneiden, Ritzen u. s. w. in irgend einer Weise ornamentirt sind, ausserdem noch die Hervorhebung einzelner Partien durch aufgemalten Decor. Von diesen Erzeugnissen will ich indess hier absehen und nur jene künstlerischen Hervorbringungen in Berücksichtigung ziehen, deren Ausschmückung lediglich der Technik des Malens ihre Entstehung verdankt. Hierher gehört der auf Tafel 10, Nr. 13 dargestellte Deckel einer Hausapotheke, dessen geschmackvolles, eingehängte Spiralen enthaltendes Ornament durch Farbeauftrag gebildet ist. Die Hausapotheke »supon«, eine aus Baumrinde angefertigte grosse cylindrische Dose, dient zur Aufnahme verschiedener heilkräftiger Kräuter, Wurzeln und Früchte, sowie zur Bergung krankheitverscheuchender

¹⁾ Ludwig Eckardt, Vorschule der Aesthetik. Karlsruhe 1864, I, p. 302.



Fig. 2.

Dayakischer Dämonenschild aus bemaltem Holze; von einer mittleren Längskante nach beiden Seiten zurückweichend; 132 Cm. hoch. Gegend von Bandjermasin.

(Harmsen.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 31407. Orig.-Aufnahme. Zum Theile Reconstruction.)

Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 236, 237.

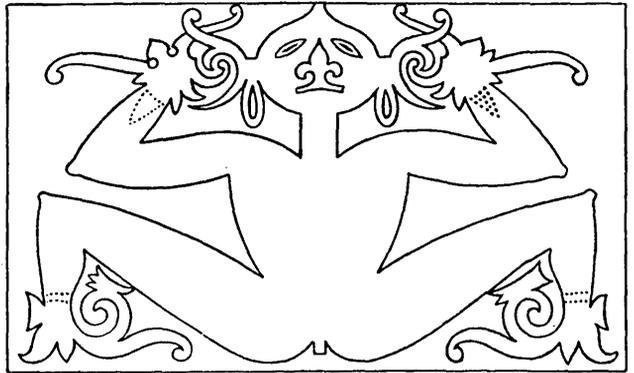


Fig. 3.

Rückseite des in Fig. 2 dargestellten dayakischen Dämonenschildes; quergestellt. Figur lichtbraun auf dunkelbraunem Grunde. (Harmsen.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 31407. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 200, 235, 236, 237.

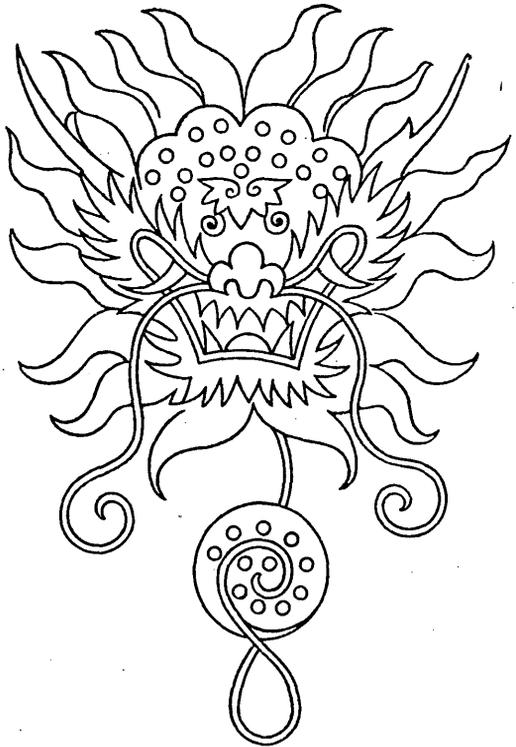


Fig. 4.

Chinesischer Drache (lung), den mit dem Yin- und Yang-Symbol geschmückten Sonnenball ausspeind. Decor einer reichverzierten Vase in Email cloisonné.

(Oesterr. Handelsmus. zu Wien. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 222, 223, 233, 235.

Amulette. Die Handhabe des auf seiner oberen Fläche in der angegebenen Weise verzierten kreisrunden Deckels besteht aus einem primitiv geschnitzten Menschenkopfe. Das gemalte

Spiralenornament kommt, ins Geradlinige übersetzt, in der Teppichweberei des Orients überaus häufig vor; ich habe in Fig. 1 ein derartiges Textilmotiv zur Vergleichung in den Text eingeschaltet. Eine andere Gruppe der hier zur Besprechung gelangenden Dayakornamente sind die mit schwarzer Farbe auf Bastjacken gemalten Bordüren und Arabesken Tafel 8, Nr. 4, 6, 9, 12. Diese Jacken sind aus Bast oder aus derbgeflochtenen Stricken gefertigt und die vollendeten Kleidungsstücke sodann an einzelnen Theilen durch Malerei in der durch die Zeichnungen charakterisirten Weise verziert.

Während die Motive, welche ihre Entstehung der Webe- und Wirktechnik verdanken, ausschliesslich geometrische sind, treten hier, dem freieren Zuge der Malerei entsprechend, kühn geschwungene Bögen und reizvoll gegliederte, freicurvige Ornamente auf, wobei ich das Vorkommen einer Form, die dem griechischen Eierstabe fast völlig

analog ist, nicht unerwähnt lassen kann. (Tafel 8, Nr. 12.) Auch die in demselben Ornamente unmittelbar über dem »Eierstabe« stehende Reihe erinnert sehr an griechische noch ungegliederte Palmetten.

Die weitaus wichtigsten und originellsten Hervorbringungen der dayakischen Malerei sind jedoch die bizarren Decorationen der Schilde. (Tafel 7, Nr. 7; Tafel 9, Nr. 1, 3; Tafel 10, Nr. 6, 7, 8, 9, 10; vergleiche auch die vielen einschlägigen Textfiguren.) Die dayakischen Schilde»kliaw«; kaliyawo«, »malampe« zeigen, wie sich aus einer vergleichenden Betrachtung der Illustrationen und der Tafelbilder ergibt, durchaus figurale Dar-



Fig. 5.

Chinesisches Fratzens Gesicht von einem flachen Fläschchen aus Nephrit. (Ambraser-Sammlung.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 10378. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 205.

stellungen, deren einzelne allerdings in einer solchen Vollständigkeit zum Ornamente umstilisiert sind, dass in ihnen kaum noch die Figurenelemente erkannt werden können. (Vgl. Tafel 9, Nr. 1 und 3.) Die dem Feinde zur Abwehr entgegengehaltene Vorderseite des länglich sechseckigen Schildes enthält in dem oblongen Mittelfelde, welches nach dem Abstriche der beiden oben und unten angesetzten gleichschenkeligen Dreiecke und nach Wegfall des von zwei oder vier schmalen, rechteckigen Bordüren beanspruchten Raumes verbleibt, stets das — in zumeist zwei Farben — gemalte Bild eines mehr oder weniger grotesk aufgefassten Dämons. Die Sitte, Wehr und Waffen, namentlich aber die dazu in besonders hohem Grade herausfordernde ausgedehnte Schildfläche durch allerlei Bildwerk auszufieren, ist und war zu allen Zeiten Cultur- und Naturvölkern in gleicher Weise eigen. »So machen es die Wilden, so machten es die Alten, so die Mittelalterlichen und die Modernen, so ganz vor allem die Orientalen . . .«¹⁾

Mit welchem Stolze die Alten die Waffenzier betrieben, und wie namentlich die Schilde der griechischen Heerführer Meisterwerke reicher, sorgfältiger, ideenreicher und

1) Jakob v. Falke, Aesthetik des Kunstgewerbes. Stuttgart 1883, p. 290.

kostbarer Arbeit gewesen sind, »lehren die ausführlichen Beschreibungen vom Schilde des Achilleus bei Homer und des Herakles bei Hesiod«,¹⁾ und wenn auch angenommen werden kann, dass die dichterische Phantasie Wunder vollkommener Ausführung geschaut, deren Hervorbringung den Gold- und Waffenschmieden jener Zeit unmöglich gewesen wäre, so dürfte doch die poetisch verklärte Schilderung auf wirkliche Vorbilder von annähernd reicher Durchbildung zurückzuführen sein.

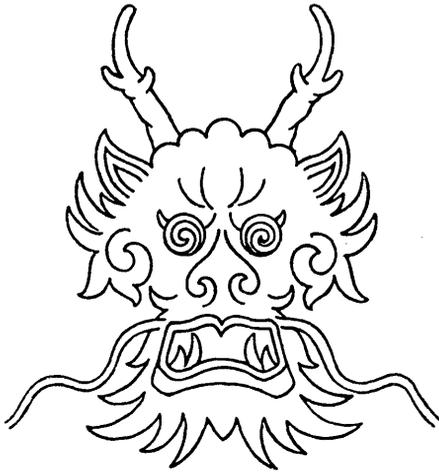


Fig. 6.

Zweigehörnter Drache von einem reich in Seide gestickten chinesischen Staatsgewande.

(Oesterr. Handelsmus. zu Wien. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 223, 234, 235, 236.



Fig. 7.

Mascaron von einer chinesischen Nephritvase.

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 19762.)

Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 205.

Zu den Schilddecorationen wurden im Alterthum ausser figurenreichen Darstellungen mit Vorliebe Masken und Fratzen gewählt; namentlich ist es das Haupt der Gorgo Medusa, einer der drei furchtbaren, die Menschen durch den blossen Anblick versteinern den Gorgonen, welches schon in der Mythe von Perseus der Athene als Schildzier angeboten, in der Folge eine ausgedehnte Anwendung zur Decoration von Brustharnischen und Schilden erfuhr. »Die ältere, archaische Darstellung bildet das Gorgonenhaupt hässlich, schreckend und abstossend; die spätere griechische Zeit (unter Praxiteles) formt es in starrer gewaltiger Schönheit. (Die sogenannte »Rondaninische Medusa in der Glyptothek in München.«²⁾ Aeschylus beschreibt die Gorgonen als geflügelte Jungfrauen mit ehernen Klauen und ungeheuren Zähnen, entsetzlichen Anblick gewährend, und das in den meisten Kunstperioden nachweisbare Behagen an der Darstellung geistvoll erfundener, ungewöhnlicher und abenteuerlicher Hässlichkeit dürfte mit ein Ansporn für das Zustandekommen vieler Medusendarstellungen gewesen sein, wie es ja auch bekannt ist, dass Michelangelo in seiner Jugend gerne verzernte Fratzen Gesichter componirte, Lionardo abschreckende Physiognomien



Fig. 8.

Chinesisches Fratzen Gesicht von einer Bronzevase. (Herdtle.)

Vergl. Text, Seite 205.

1) Bruno Bucher, Reallexikon der Kunstgewerbe. Wien 1884, p. 342.

2) F. S. Meyer, Handbuch der Ornamentik. Leipzig 1888, p. 115.

niederschrieb und die Meister der Renaissance von Raphael ab in den verschrobensten Grotesken schwelgten. Doch hat speciell die Verwendung der Gorgone zur Schilddecoration nicht bloß einen künstlerischen Grund gehabt, sondern sie wurde auch durch die abergläubische Vorstellung begünstigt, dass dem dämonischen Haupte der Medusa die Kraft innewohne, Unheil abzuwehren, Gefahren zu bannen, Angriffe gegen die Person des

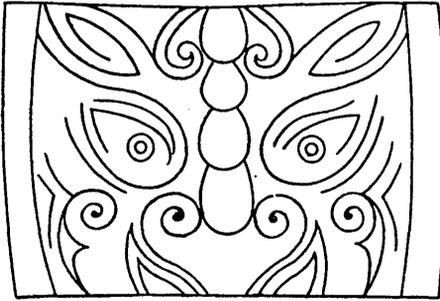


Fig. 9.

Mascaroon von einem vierkantigen Bronzebecher
Kaki-bungah aus Siam.
(Scherzer, Ostasiat. Exped.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 4544. Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 205.

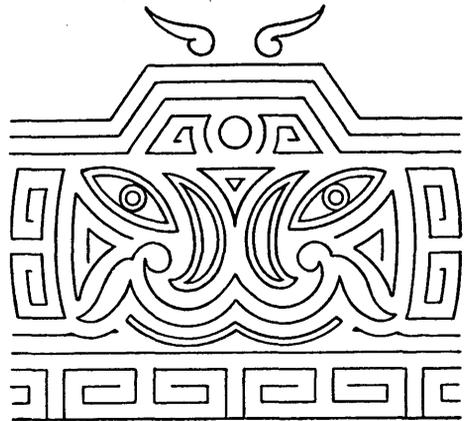


Fig. 10.

Fratzengesicht von einem chinesischen Bronzegefäß. (Haas.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 21286. Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 205.

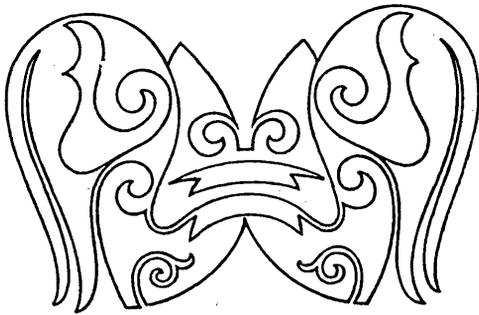


Fig. 11.

Ornamental stilisirte Gesichtsmaske auf einem
in Holz geschnittenen javanischen Krisgriff. Von
Sri Pengatih zu Djokdja für den Sultan Hamankhu
Buwono IV. gefertigt.

(Weynschenk in Djokjakarta, Java.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 22976. Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 205, 206, 235.

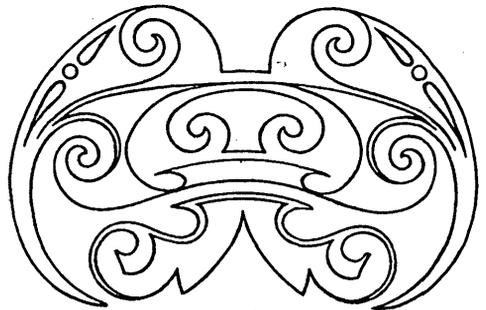


Fig. 12.

Ornamental stilisirte Gesichtsmaske auf einem
in Holz geschnittenen Krisgriff aus Plambangan in
Java aus dem Jahre 1597. (J. A. Dieduksman.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 23606. Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 205, 206, 235.

Trägers wirkungslos zu machen. In den Dämonenschilden der Dayaks dürfen wir wohl mit Recht eine ethnographische Parallele constatiren.

Ganz ebenso, wie die plastischen Hampatongs, von religiösen Ideen getragen und den Ausdruck abergläubischer Furcht und abergläubischer Hoffnung versinnlichend, zu dem Zwecke angefertigt wurden, um den Kampong, das Reisfeld oder die Begräbnisstätte gegen Unbilden jeder Art durch übernatürlichen Zauber zu schützen, wird wohl auch dem Dämon, der mit drohenden Blicken und geöffnetem, hauerbesetztem Rachen

dem Feinde von der äusseren Schildfläche entgegenstarrt, von den gläubigen Trägern der Schilde eine ähnliche Aufgabe zugemuthet worden sein.

Inwieweit bei den ursprünglichen Gebilden dieser Art auf die abschreckende und einschüchternde Wirkung weitgehendster Hässlichkeit und wildester Abenteuerlichkeit

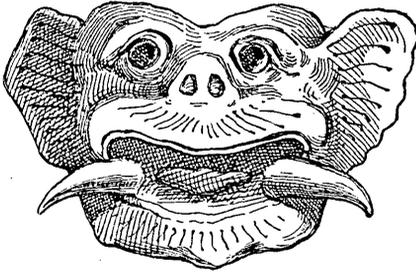


Fig. 13.

Kopf eines Fabelthieres aus Siam.
(Riebeck.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 26911. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 206.



Fig. 14.

Kopf eines Raksäsa aus Bali. Von Singa-radja.
(Dr. Svoboda, »Aurora«.)

(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 29593. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 206, 217.

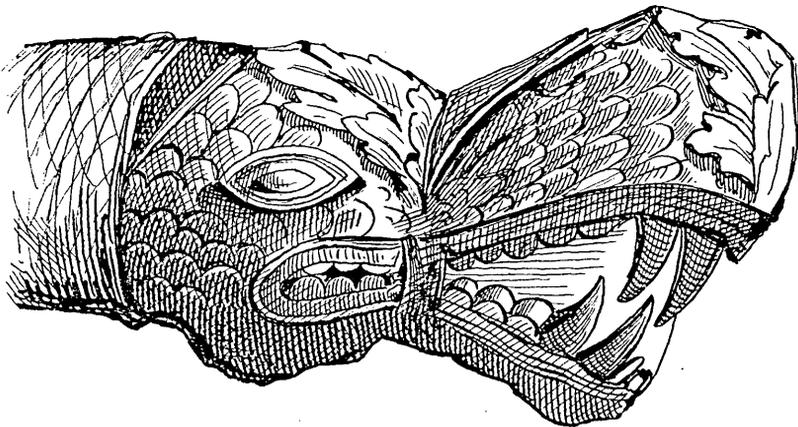


Fig. 15.

Griff eines Batta'schen Haumessers »parang« mit schön aus Büffelhorn geschnitztem Drachenkopf.

Gebraucht von den Orang lussun, einem Zweige der Karos. Sumatra. (Dr. Hagen.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 22581. Orig.-Aufnahme.) Vergl. Text, Seite 221.

gerechnet worden sein mochte, kann hier nicht näher untersucht werden. Hat ein solches Motiv bei der Ausführung dieser Schildereien mitgewirkt, dann sind die phantastischen Ungeheuer, welche uns dämonisch von den Schilden entgegengrinsen, zum Theile gewiss auch das Ergebniss eines Wettstreites, welcher im Kampfe ums Dasein nach einem stets drastischeren Mittel der Abwehr und der Einschüchterung suchte.

Bei dem unzweideutigen Bestreben nach möglichst vollendeter Grauenhaftigkeit der dargestellten teuflischen Physiognomien ist doch auf denjenigen Schilden, wo die Figur des Dämons nicht in Arabeskengewinde aufgelöst erscheint, die menschliche Gestalt



Fig. 16.

Illustration aus dem chinesischen historischen Romane »San-kwoh-tschü«,
Geschichte der drei Reiche. (Dr. v. Scherzer, Novara-Expedition.)
(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 3771. Facsimile-Copie.) Vergl. Text, Seite 227, 235.

als Vorbild noch in ihren Haupttheilen erkennbar. (Vergl. Fig. 20.) Man kann den Satz der Bibel, wonach Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, mit grosser Berechtigung auch umkehren.¹⁾

Bevor ich nun auf die Besprechung der in den Illustrationen und Tafeln vorgeführten Schilde im Einzelnen eingehe, will ich versuchen, die Frage in Erwägung zu

¹⁾ »Aber die Sterblichen wännen, die Götter entstünden wie Menschen,
Hätten menschlich' Gefühl und Stimme und Körpergestaltung.
Ochsen und Löwen würden wohl auch, wenn Hände sie hätten,
Und sie mit Meissel und Pinsel die Gottheit bilden sich könnten,
Aehnliches thun: dem Pferd wäre Gott ein Pferd und dem Ochsen
Wär' er ein Ochs; ein jeglicher würd' sich ähnlich ihn denken.«

Xenophanes von Kolophon (600 v. Chr.).

ziehen, ob diese seltsamen Schöpfungen der dayakischen Kunst auf einen fremdländischen Einfluss hinweisen, und wie die Annahme eines solchen etwa erklärt werden könnte. Die Darstellung von Masken, von bizarren Fratzensgesichtern und eigenartig verzerrten oder ornamental stilisirten Physiognomien ist auf vielen Erzeugnissen der Kunst Ostasiens auffallend häufig; man kann sie als eines der beliebtesten Decorationsmotive bezeichnen. (Vergl. Fig. 5, 7, 8, 9, 10, 11, 12.)

Da sieht man in Spiralen und Ranken auslaufende menschliche oder thierische Gesichtsmasken, welchen die Partien des Unterkiefers gänzlich fehlen, bei denen Haare, Ohren, eventuell Hörner durch Arabeskengebilde ersetzt sind, solche, wo nur noch das Vorhandensein der Augen die Vorstellung eines Kopfes wachruft, und solche, wo spiralig eingerollte Nasenflügel oder willkürlich geschweifte Oberlippencurven den Contour nach unten begrenzen (Fig. 5 und 7); dann stösst man wieder auf andere, die zwar vollkommen ausgebildet, aber blos in einem schematisch stilisirten Curvengewinde hingeschrieben sind (Fig. 8), oder solche, die quer durch den Mund längs einer Geraden abgeschnitten erscheinen, so dass nur noch die nach aufwärts gezogenen Mundwinkel, in einem lächelnden Grinsen erstarrend, auf der Bildfläche sichtbar bleiben (Fig. 9 und 10). Alle diese Ornamentmasken finden sich entweder auf Erzeugnissen des chinesischen Kunstgewerbes, oder sie weisen ihrer ganzen Anlage nach sicher auf chinesischen Ursprung hin.

Die Vorliebe der Chinesen für Darstellungen dieser Art lässt sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen. Freiherr von Richthofen bildet in seinem Werke über China zwei Ting-Urnen und ein Tsun-Gefäss aus der Schang-Dynastie ab, welche sämmtlich den früher geschilderten charakteristischen Maskendecor aufweisen, und bemerkt dazu:¹⁾ »Unter Ting versteht man eine Art Urnen mit drei Füßen und zwei Ohren, welche zu den ältesten Formen chinesischer Bronzegefahrthe gehören. Diese Industrie reicht in China in sehr frühe Zeit zurück, und die aus ihr hervorgegangenen Gegenstände sind, nächst den schriftlichen Aufzeichnungen, die kostbarsten Reliquien des hohen Alterthums. Sie blühte insbesondere während zweier Perioden, nämlich in den ersten Jahrhunderten der Shang- und unter den ersten Kaisern der Tshou-Dynastie (1766 bis 1496 und 1100 bis 900 v. Chr.), soweit man die auf vielen derselben befindlichen Inschriften zu entziffern vermocht hat. Die Gegenstände sind ausschliesslich Gefässe, niemals thierische oder mensch-

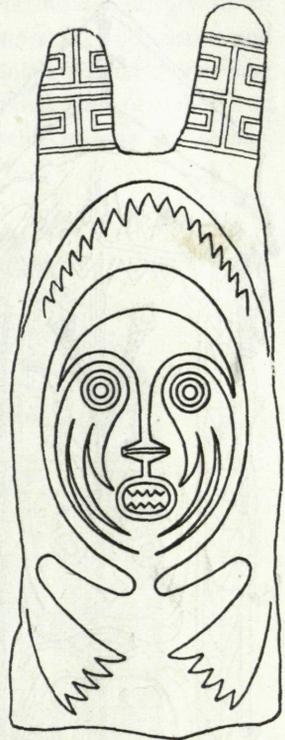


Fig. 17.

Mit Fratzenkopf
verzierter Schild »käs« aus
Neu-Guinea. (O. Finsch.)
(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 27858.
Orig.-Aufn.) 0'87 : 0'34 Meter.
Vergl. Text, Seite 226, 237.



Fig. 18.

Dämonengesicht von einer chinesischen
Porzellanschale. Halbe Naturgrösse.
(Privat-Besitz. Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 238.

¹⁾ Ferd. Freih. v. Richthofen, China. Berlin 1877, I, p. 369.

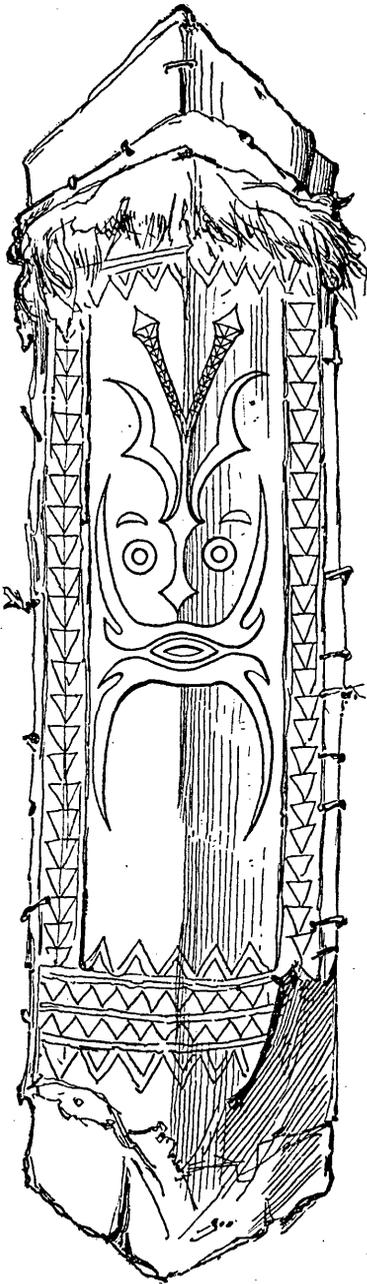


Fig. 19.

Schild »daughi« mit Dämonenkopf
von Nias. (Cerutti.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 27272.
Orig.-Aufnahme.) 1'55 : 0'38 Meter.

Vergl. Text, Seite 237.

liche Nachbildungen für sich allein. Doch sind phantastische Anklänge an die menschliche Gesichtsbildung und an Thiergestalten in der Ornamentik deutlich zu erkennen, wenn auch ein grosser Theil der letzteren aus Liniencombinationen hervorgeht.«

In der Anlage mit diesen Bildungen verwandt und nur in der Führung der freigeschwungenen Curvenzüge eine andere Herstellungstechnik verrathend, sind die in hartem Holze prachtvoll und mit ausserordentlicher Sauberkeit geschnittenen Verzierungen auf javanischen Krisgriffen, wovon ich in Fig. 11 und 12 zwei besonders charakteristische Beispiele aus der Wiener Sammlung beigebracht habe. Auch aus diesen Formen wird man, wie ich glaube, ohne viel Mühe die menschlichen Angesichtstheile herausfinden können, obschon das hier wegen der in ununterbrochenem Flusse zusammenhängenden Spiralenwindungen etwas schwieriger ist als bei den chinesischen Bronzemasken. Doch begrenzen die namentlich in der Wangengegend an neuseeländische Tätowierungsmuster gemahnenden Spirallengänge ganz deutlich die Augen und die breit herausgerundeten Nasenflügel; auch Ober- und Unterlippe treten gut erkennbar hervor. Fig. 13 zeigt den mit riesigen Hauern besetzten Kopf eines siamesischen Fabelthieres, dessen Leib in ein Flossengebilde endigt.

Die Darstellung derartiger der Einbildung entsprungener Märchengestalten, ein Beweis für den phantastischen Zug der ostasiatischen Kunst, hat gewiss auch zu der Combination halb thierischer, halb menschlicher, räthselhaft gebildeter Dämonengestalten mit beigetragen, die wir an den kunstgewerblichen Erzeugnissen Chinas und der von hier aus künstlerisch befruchteten Länder wahrnehmen.

Unter den durch die bildende Kunst Asiens verkörperten Fabelthieren nehmen die balinesischen Raksâsa-Gestalten eine besondere Stellung ein. (Vergl. Fig. 14.)

Die Rakschasas sind in der indischen Theogonie gewaltige Riesen, welche von Râwana, dem mächtigsten unter ihnen, der neun oder zehn kronenbesetzte, mit heiliger Asche gezeichnete Häupter hat, befehligt werden. Er hat zwanzig bewaffnete Hände; aus dem Munde eines jeden Gesichtes stehen ihm Löwenzähne

heraus. Dem Râwana ebenbürtig an Macht und Berühmtheit sind seine zwei Brüder Kumbhakarna und Wibhîschana, jedoch ist ihnen allen Bana-âsura, welcher 1000 Köpfe und 2000 Hände hat, an Grausamkeit überlegen. Es wird gesagt, dass die Rakschasas, ehemals bei

den Göttern sehr beliebt, durch einen Fluch in ungestaltete, grauenhafte Riesen verwandelt worden seien. Die Residenz Râwanas und der eigentliche Wohnort der Râkschasas soll Ceylon gewesen sein, von wo aus sie Könige und Götter fünfzigtausend Jahre lang regierten. Den Râkschasas ähnlich gebildet, aber von noch schrecklicherem Aussehen und von noch rücksichtsloserer Grausamkeit ist ein anderes Riesengeschlecht, das der Asuras.



Fig. 20.

Vorderseite eines dayakischen Schildes.
(Lieut. v. Tyszk a.)

(Völkermus. Berlin. Gez. v. Meyn.)

1'255 : 0'42 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 204, 231, 233, 234, 236, 237.

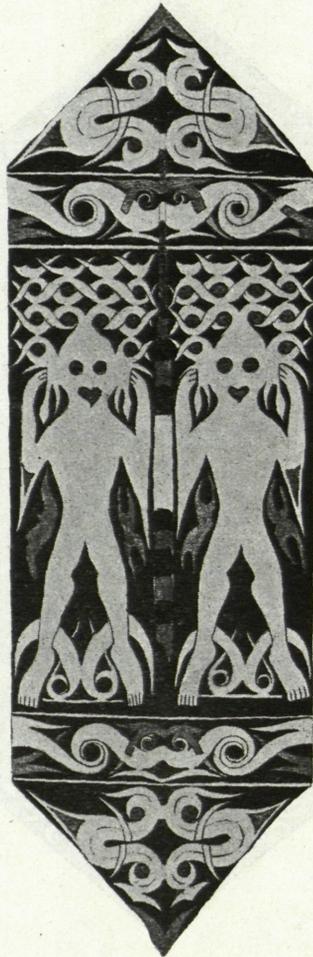


Fig. 21.

Rückseite des in Figur 20 dargestellten
dayakischen Schildes. (Lieut. v. Tyszk a.)

(Völkermus. Berlin. Gez. v. Meyn.)

1'255 : 0'42 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 233, 234, 237.

Die Geschichte ihres Herkommens wird von einem Inder in einem Briefe folgendermassen dargestellt: »Es war König über alle vierzehn Welten Dakscha. Ihm war Parvati als Tochter geboren worden, welche nachmals Isvara heiratete, indem er zugleich den Dakscha sehr erhob. Dieser aber wird stolz und achtet Isvara nicht mehr gross; endlich untersteht er sich gar, Isvara von seinem göttlichen Throne zu stossen und einen andern Gott zu

machen. In dieses Consilium willigten alle Götter und Propheten, sogar auch Vischnu und Brahma, die alle bei Dakscha zusammenkamen und ein Yāga machten. Dies Vornehmen zerstörte Isvara durch Vira-Bhadra und verfluchte alle Götter und Propheten, die darein gewilligt hatten. Dieser Fluch bestand darin, es sollte eine grosse Riesin-Mahāmāya (grosse



Fig. 22.

Vorderansicht eines dayakischen Schildes
aus Sarawak. (Bieber)

(Völkermus. Berlin. Gez. v. Meyn.)

1:25 : 0,42 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 233, 234, 235, 237.



Fig. 23.

Rückseite des in Fig. 22 dargestellten
dayakischen Schildes. (Bieber)

(Völkermus. Berlin. Gez. v. Meyn.)

1:25 : 0,42 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 233, 234, 235, 237.

Täuschung) — erstehen, und von ihr sollte ein Geschlecht Riesen mit dem Namen Asuras (Nicht-Götter) herkommen. Diese sollten die Götter und Propheten eine Zeit von vielen tausend Jahren plagen, weil sie in Dakscha's Vornehmen gewilligt hätten.

Hierauf entstand nun die grosse Riesin Mahāmāya, verfügte sich in einen Wald zu einem büssenden grossen Propheten, dem Vater des Götterkönigs Dēvendra. Diesen

störte sie mit ihrer List in seiner Busse, dass er sich mit ihr verging, und da wurde denn von ihr der grosse Riese Sūrapadma (Krieger) geboren und nachmals noch zwei andere, Sinhamukasūra (Held mit dem Löwengesicht) mit tausend Köpfen und zweitausend Händen, und Tārakāsūra mit einem Elefantenrüssel. Als diese von ihrem Geschlechte benachrichtigt wurden, dass Dēvendra's Vater sie gezeugt, so wollten sie noch etwas mehr

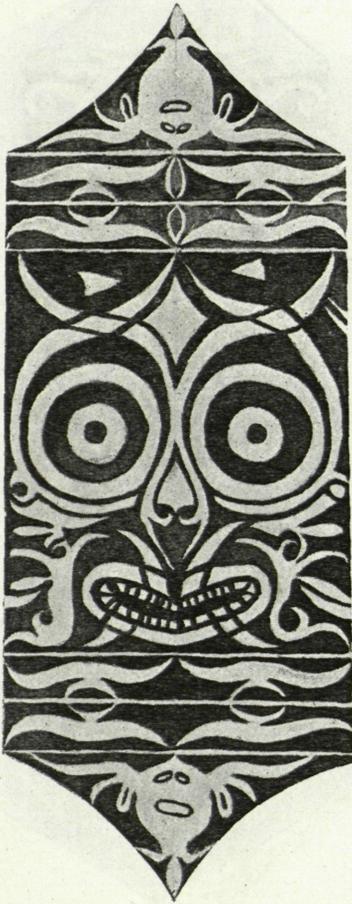


Fig. 24.

Vorderansicht eines dayakischen Schildes.

Borneo. (v. Kessel.)

(Völkermus. Berlin. Gez. v. Meyn.)

1:18 : 0'435 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 233, 237.



Fig. 25.

Dayakschild aus Südost-Borneo.

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 300/195.)

Gez. v. Tomassen.)

1:275 : 0'39 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 233, 234, 235, 236, 237.

sein als der Götterkönig und thaten etliche Tausend Jahre harte Busse, wodurch der älteste Bruder zum Könige über die vierzehn Welten eingesetzt wurde, dass er selbige hundertacht Weltzeiten beherrschen sollte. Hierauf breitete er sich in seinem Riesengeschlecht aus und war eine Plage der Götter und Propheten und aller Könige, welche er zu seinen Slaven machte. Endlich, als diese so lange geplagt worden waren, thaten sie sehr strenge Busse, um von Isvara als Gabe zu erlangen, dass er Sūrapadma mit seinem Riesen-

geschlecht ausrotten wolle. Und weil die Zeit ihres Fluches vorbei war, so gewährte ihnen Isvara solche Bitte und liess durch seinen Sohn Subhramanya das ganze Riesengeschlecht gänzlich ausrotten.«¹⁾



Fig. 26.

Schild der Kenyas im Sultanat Kutai.
Südost-Borneo. (S. W. Tromp.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 614/41.
Gez. v. Tomassen.) 1:205 : 0:34 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 233, 234, 236, 237.



Fig. 27.

Rückseite des in Fig. 26 dargestellten
Dayakschildes. (S. W. Tromp.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 614/41.
Gez. v. Tomassen.) 1:205 : 0:34 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 233, 234, 237.

Die indische Theogonie lässt in der Schöpfungsgeschichte die titanischen Asuras den Göttern vorhergehen; denn da Brahma, von dem Drange erfüllt, die vier Classen von Wesen: Götter, Dämonen, Patriarchen und Menschen, zu schaffen, sich concentrirte, wurde sein Körper in allen Theilen von schwarzer Finsterniss erfüllt, und aus seinen

¹⁾ Bartholomäus Ziegenbalg, Genealogie der malabarischen Götter. Herausgegeben von Dr. Germann. Madras 1867, p. 193.

Lenden gingen die Erstgeborenen der Schöpfung, die Dämonen, die Asuras hervor. Die Finsterniss wich hierauf aus Brahma's Wesen und wurde zur Nacht; er aber empfand Wohlbehagen, und indem er zu schaffen fortfuhr, gingen aus seinem Munde die guten Götter hervor. (Wischnupurâna 39. 40.)



Fig. 28.

Schild der Kayans im Sultanat Kutai, Südost-Borneo.
(S. W. Tromp.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 614/40.
Gez. v. Tomassen.) 1:385 : 0:55 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 234, 237.

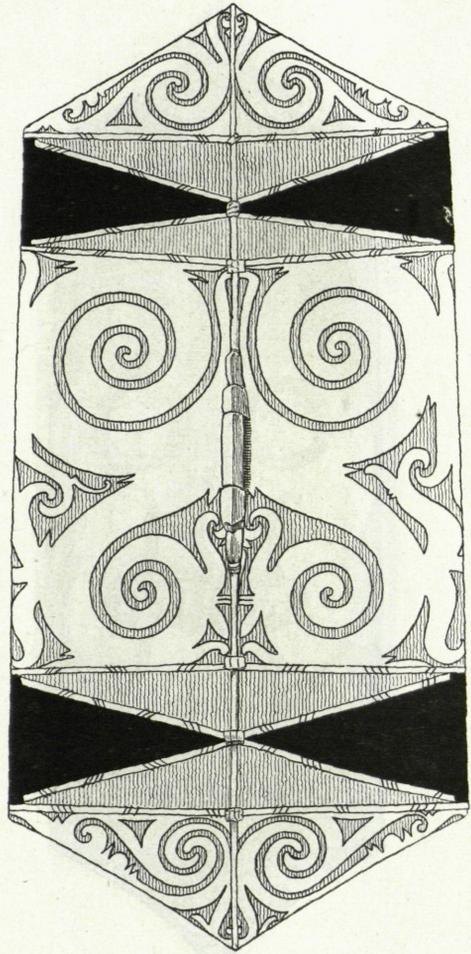


Fig. 29.

Rückseite des in Fig. 28 dargestellten Dayakschildes.
(S. W. Tromp.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 614/40.
Gez. v. Tomassen.) 1:385 : 0:55 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 234, 237.

Vom Ursprung der Râkschasas gibt das Wischnupurâna folgenden Bericht: »Von Brahma in einer Form, gebildet aus der Eigenschaft der Hässlichkeit, ging der Hunger aus und Hunger erzeugte Zorn, und der Gott brachte hervor in Dunkelheit von Hunger ausgedörrte Wesen, scheusslich anzusehen mit langen Bärten. Diese Wesen eilten auf die Gottheit zu, und die, welche ausriefen: ‚o erhalte uns‘ (rakscha, erhalten), wurden Rak-schasas, die Anderen, welche ausriefen: ‚lass' uns essen‘ (yakscha, essen), wurden Yakschas genannt.« (Ziegenbalg.) In der Rangordnung der Geschöpfe stehen nach Manu die

Râkschas in der dritten Classe; auf der untersten Stufe sind die unorganischen Stoffe, die Würmer, Insecten, Fische, Schlangen, Schildkröten, Hunde und Esel; in der zweiten Classe die Elephanten, Pferde, Löwen, Eber, die Ssûdras und die Mlêtschas (Völkerstämme des nördlichen Indiens, welche keine Kenntniss der Sanskritsprache besitzen); in der dritten Classe sind eingereicht die Schauspieler, Gauner, die Râkschas und Pißâtschas; in der



Fig. 30.

Dayakschild aus Südost-Borneo.

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 350/194.

Gez. v. Tomassen.) 1'38 : 0'44 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 234, 235, 237.



Fig. 31.

Schild der Kayans in Nord-Borneo.

(Van Lansberge.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 401/34.

Gez. v. Tomassen.) 1'28 : 0'44 Meter.

Vergl. Text, Seite 200, 231, 234, 237.

vierten Classe befinden sich die Ringer und Faustkämpfer, die Tänzer, Waffenschmiede etc.; in der fünften die Könige, die Kschatriyas etc.; in der sechsten die Brahmanen, die Büsser, die Götter, sie alle werden überragt von Brahma. — Manu VI, 61 ff. sagt: »Der Mensch möge bedenken, welche Wanderungen die Seele durch seine Schuld übernehmen müsse, er gedenke der Wiedergeburt aus zehn Millionen Mutterschössen.« (Wurm.) In jenem goldenen Zeitalter, Krita-yuga, in welchem keinerlei Thätigkeit nöthig war, weil Alles von selbst geschah, gab es noch keine Götter, Dânas, Gandharwas, Yakschas, Râkschas und

Pannagas (Schlangen). Dieses Zeitalter dauerte 4800 Götterjahre, wobei ein Göttertag gleich einem Menschenjahre anzunehmen ist.¹⁾

Die Rakschasas werden einerseits als Dämonen aufgefasst, als finstere Wesen, als Riesen, als feindliche Luftgeister, welche in der Nacht, wenn die Götter sich zurückgezogen haben,

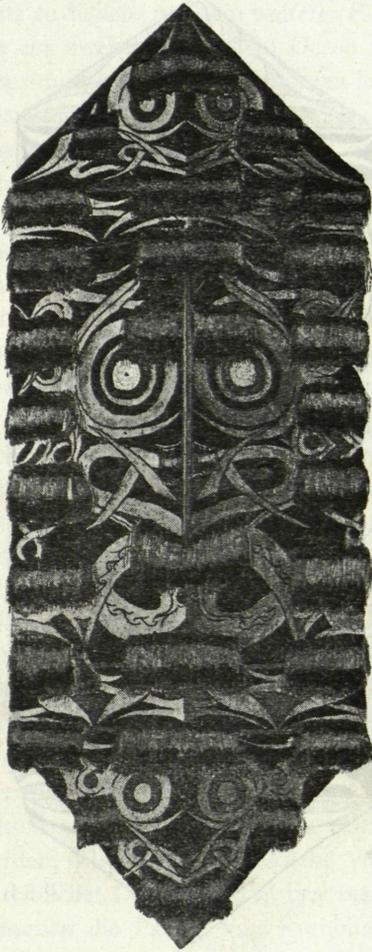


Fig. 32.

Schild der To ri adjas im Innern von Selebes.
(Dr. B. F. Matthes.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 37/547.
Gez. v. Tomassen.) 1'26 : 0'39 Meter.
Vergl. Text, Seite 231, 234, 236, 237.



Fig. 33.

Rückseite des in Fig. 32 dargestellten
To ri adja-Schildes. (Dr. B. F. Matthes.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 37/547.
Gez. v. Tomassen.) 1'26 : 0'39 Meter.
Vergl. Text, Seite 231, 234, 237.

ihr Unwesen treiben, und gegen die der wachhaltende Götterbote Agni aufgestellt ist, um sie, wenn sie sich nahen, mit seinen Pfeilen zu durchbohren, anderseits gelten sie in der epischen Periode — und vielleicht kann man Spuren dieser Auffassung schon in den Wedas finden — als Personificationen der Urbewohner Indiens. »It is certainly likely that at some remote period, probably not long after the settlement of the Aryan races in the plains of the Ganges, a body of invaders, headed by a bold leader, and aided by the barbarous hill

1) Paul Wurm, Geschichte der indischen Religion. Basel 1874, p. 86.

tribes, may have attempted to force their way into the peninsula of India as far as Ceylon. The heroic exploits of the chief would naturally become the theme of songs and ballads, the hero himself would be deified, the wild mountaineers and foresters of the Vindhya and neighbouring hills, who assisted him, would be politically converted into monkeys,

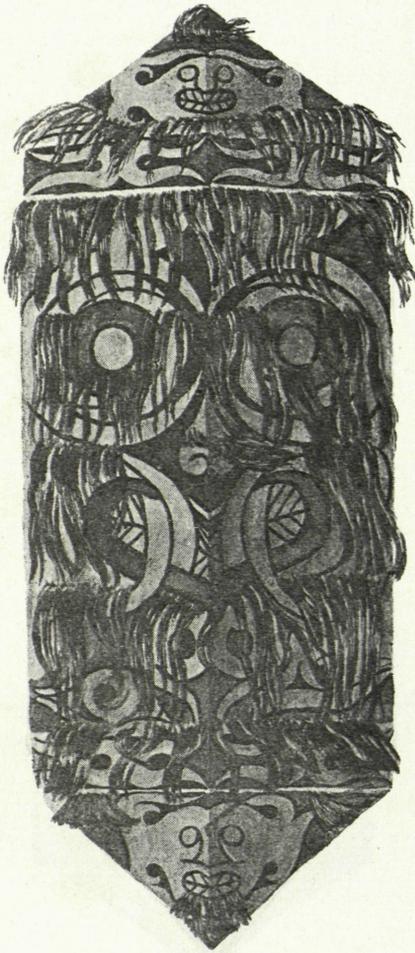


Fig. 34.

Schild der To ri adjas im Innern von Selebes.

(Dr. B. F. Matthes.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 61/29.
Gez. v. Tomassen.) 1'16 : 0'42 Meter.

Vergl. Text, Seite 231, 234, 236, 237.

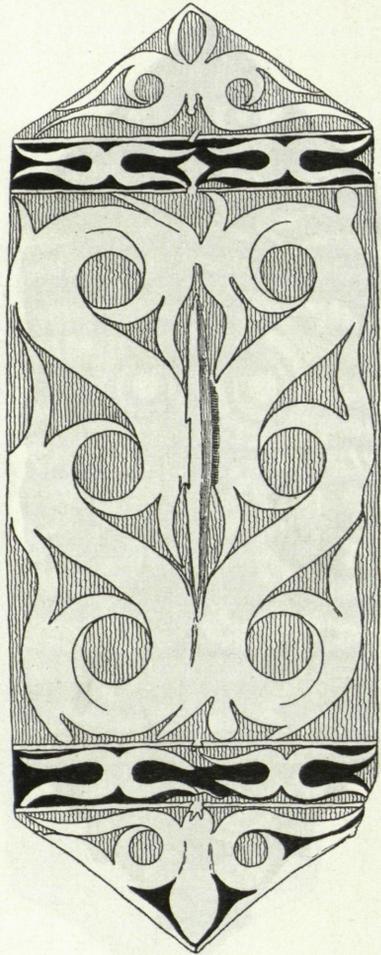


Fig. 35.

Rückseite des in Fig. 34 dargestellten
Schildes. (Dr. B. F. Matthes.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 61/29.
Gez. v. Tomassen.) 1'16 : 0'42 Meter.

Vergl. Text, Seite 231, 234, 237.

and the powerful but savage aborigines of the south into many headed ogres and blood-lapping demons (called Rakshásas).«¹⁾

Abenteuer verschiedenster Art besteht der Affe Hanuman, welcher ausgezogen war, um in Râwana's Hauptstadt die geraubte Sîtā zu suchen. Schon bei seinem Fluge über das Meer wird er von der Mutter der Nâgas, der Râkschasî Surasā, aufgehalten, welche, um

¹⁾ Prof. Williams Indian Epic Poetry citirt in Edward Moor, The Hindu Pantheon. Madras 1864, p. 120.

den ins Ungeheuerliche anwachsenden Körper des Affengenerals zu verschlingen, ihren Mund um das Hundertfache seiner natürlichen Weite vergrößert. Er aber, plötzlich zusammenschrumpfend, entschlüpft durch ihr rechtes Ohr und gelangt zu dem Berge Mainaka (auch Hiranyenābhū genannt), welcher sich plötzlich mitten im Meere aus der weiten Wasserwüste erhebt, um dem Ermüdeten als Ruheplatz zu dienen. Auf dem weiteren Fluge verschlingt ihn ein zweites, über dem Ocean lagerndes Râkschasimonster Sinhika; Hanuman jedoch fährt mit Blitzesschnelle durch ihren Körper, reißt ihre Eingeweide heraus und rast weiter durch die Lüfte. Schliesslich erreicht er die ersehnte Küste, presst seine vorher kolossalen Formen bis auf die Grösse einer Katze zusammen, um so in Lanka, Râwana's Stadt und Ceylons Hauptstadt, einzuziehen, die Wiswakarma gebaut hat, und die alle Schätze und Kostbarkeiten der Welt in sich schliesst. Viele von den Râkschasas, die er hier antrifft, erfüllen ihn mit Ekel, andere jedoch entzücken ihn durch ihre himmlische Schönheit. Einige hatten lange Arme und grässliche Gestalten; einige waren riesig dick, andere unbeschreiblich mager; einige waren zwergenhaft, andere von enormer Grösse; einige hatten nur ein Auge, andere nur ein Ohr; einige hatten einen kolossalen Wanst und herunterhängende, schlaffe Brüste; andere hatten lang hervorstehende Zähne (Hauer) und gekrümmte Leiber; einige konnten sich verwandeln in was und so oft sie wollten; manche waren von verführerischer Schönheit. Ausserdem sieht er zwei-, drei- und vierfüssige Râkschasas, welche Köpfe von Schlangen, Eseln, Pferden, Elephanten und solche von ganz unbeschreiblicher Unförmlichkeit besitzen. — Nachdem Hanuman die Paläste von Kumbhakarna und Sibhischana besucht hat, gelangt er zur Palästestadt des Dämonenkönigs Râwana, den er in einem der feenhaft eingerichteten Schlösser auf einem Kryptallthron schlafend antrifft.

Endlich entdeckt er auch die lange gesuchte Sîtā, welche von weiblichen Râkschasis und widrigen Ungeheuern bewacht wird; während Hanuman sie belauscht, kommt Râwana und bestürmt sie mit Liebesanträgen; sie jedoch weigert sich hartnäckig; denn sie will ihrem Gatten treu bleiben. Râwana gibt ihr zwei Monate Bedenkzeit und überantwortet sie wieder den Râkschasis, welche sie mit ausgesuchter Bosheit peinigen. Nachdem die Râkschasis endlich eingeschlafen sind, gibt sich Hanuman zu erkennen und will Sîtā zur Flucht bewegen. Sie aber will sich von ihm nicht tragen lassen, und er gedenkt nun zurückzukehren, um die Nachricht von ihrer Auffindung zu überbringen. Vorher aber will er den Riesen noch einen Beweis seiner Macht geben; er reisst Bäume aus, zerstört Häuser und zermalmt Hügel zu Staub. Râwana, durch diese Gewalt-

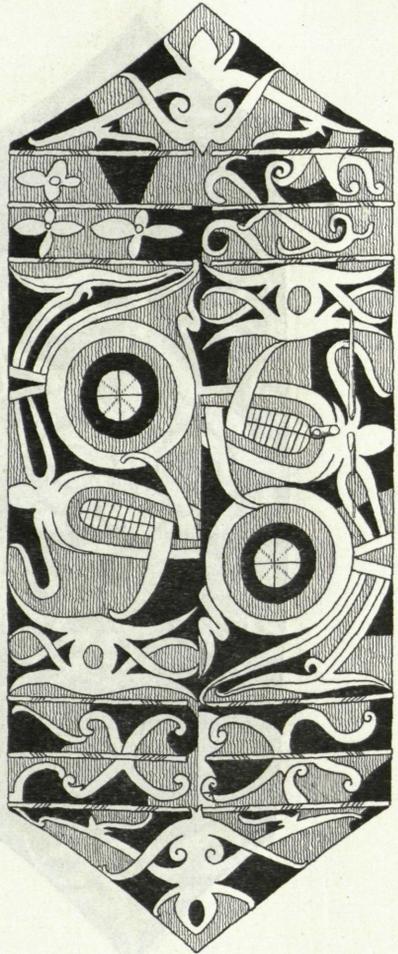


Fig. 36.

Schild der To ri adjas im Innern von Selebes. (Dr. B. F. Matthes.)

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 37/537. Gez. v. Tomassen.) 1:27 : 0:455 Meter.

Vergl. Text, Seite 231, 234, 235, 237.

thaten beunruhigt, schickt eine Armee von 80.000 Râkschasas gegen ihn, die Hanuman jedoch schlägt. Ebenso schlecht ergeht es dem mächtigen Râkschasa Jambu-mali und fünf anderen Generälen, die von dem Affen mit Leichtigkeit getötet werden. Schliesslich schickt Râwana seinen eigenen Sohn Indrajit aus, welcher Hanuman mit Brahma's Zauberpfeil niederstreckt und seinen Schweif anzündet. Den auflohenden Schweif ringelt



Fig. 37.

Schild der Kenyas im Sultanat Kutai.
Südost-Borneo. (S. W. Tromp.)
(Ethn. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 614/39.
Gez. v. Tomassen.) 1'19 : 0'335 Meter.
Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 237.

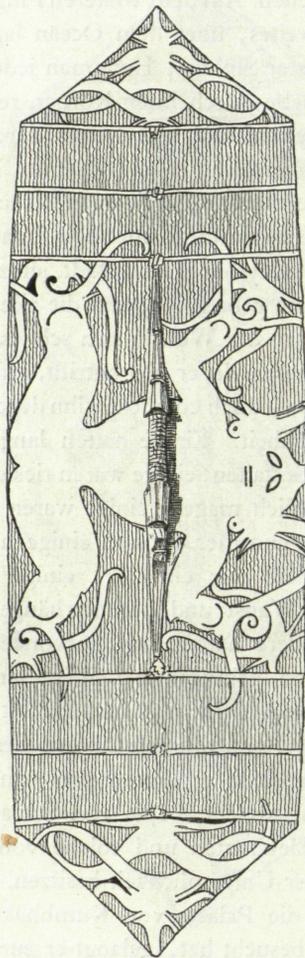


Fig. 38.

Rückseite des in Fig. 37 dargestellten
Dayakschildes. (S. W. Tromp.)
(Ethn. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 614/39.
Gez. v. Tomassen.) 1'19 : 0'335 Meter.
Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 236, 237.

nun der schon im Todeskampfe liegende Hanuman über die ganze Stadt, welche dadurch, an allen Ecken in Brand gesteckt, vollkommen eingäschert wird.

Die Râkschasas und Yakschas werden gewöhnlich als böswillige, dem Menschen und den Göttern feindliche Dämonen angesehen; bisweilen aber vertreten sie auch die Stelle guter Geister, »sometimes Yakshasas are benevolent, or at least classed with good beings, (Ramayana, p. 122.) sometimes malignant (ib. p. 185).«¹⁾ Wie aus diesen Darstellungen

1) Edward Moor, The Hindu Pantheon. Madras 1864, p. 238.

hervorgeht, entbehrt der diese Dämonen betreffende Mythos einer bestimmten Deutlichkeit. Da man sich darunter Wesen vorstellt, welche (nach der Erzählung von Hanuman) in allen möglichen abenteuerlichen Gestalten erscheinen können, so gibt es für die künstlerische Phantasie bei der Conception von Raksâsabbildnissen keine Schranken; ein ausgesprochener Typus dieser proteusartigen Fabelwesen existirt daher der Sage zufolge nicht.

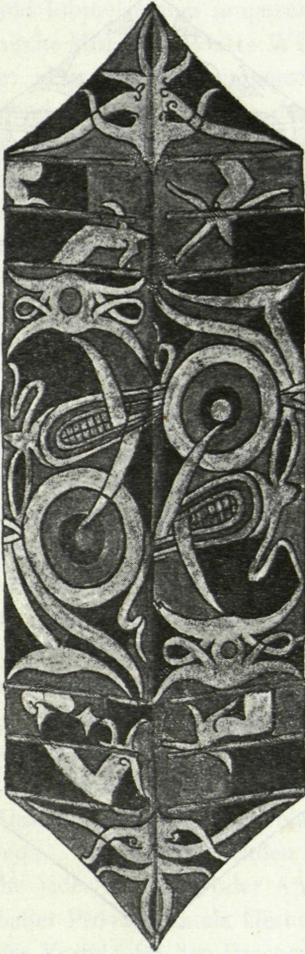


Fig. 39.

Dayakschild aus Südost-Borneo.
(Ethn. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 461/29.
Gez. v. Tomassen.) 1'34 : 0'365 Meter.
Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 237.

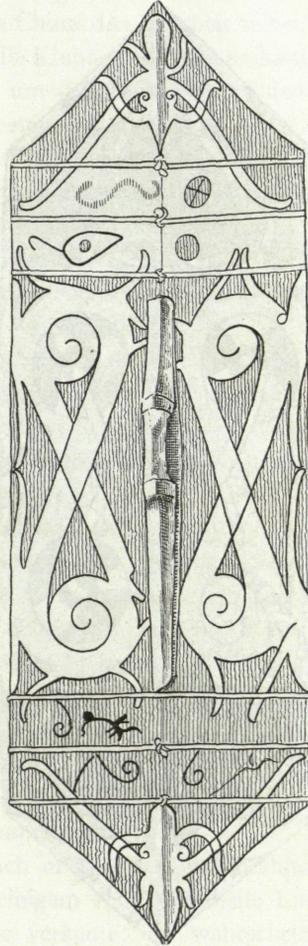


Fig. 40.

Rückseite des in Fig. 39 dargestellten
Dayakschildes.

(Ethn. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 461/29.
Gez. v. Tomassen.) 1'34 : 0'365 Meter.
Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 237.

Es ist demnach mehr eine Consequenz von traditioneller Usance und künstlerischem Conservativismus, wenn trotzdem zahlreiche Raksâsadarstellungen von typischer Auffassung zu verzeichnen sind. Die Raksâsagegestalten von Bali (siehe den Kopf einer solchen in Fig. 14) sind greifenartige Gebilde mit flügelähnlich ausgebreiteten Ohren, konisch in Treppenabsätzen vorspringenden Augen und geöffnetem hauerbesetztem Rachen. Die Balinesen behaupten, dass ihre Abstammung auf eine sehr alte Zeit zurückgehe, und dass ihr Geschlecht von den Raksâsas herzuleiten sei. In dieser fabelhaft zu nennenden Zeit würde sich der Sage nach die Macht auf dieser Insel unter zwei Despoten vertheilt befunden haben.

Seit dieser Epoche, worüber nähere Daten nicht bekannt sind, habe sich die Hindureligion auf Bali verbreitet.¹⁾

Ein anderes, im Kunstgewerbe Ostindiens überaus häufig anzutreffendes, und wenn auch im Allgemeinen typisch, so doch mit mancherlei Varianten dargestelltes Fabelthier, dessen Abbildungen viele Züge aufweisen, welche an die Dämonenmasken auf Dayakschilden

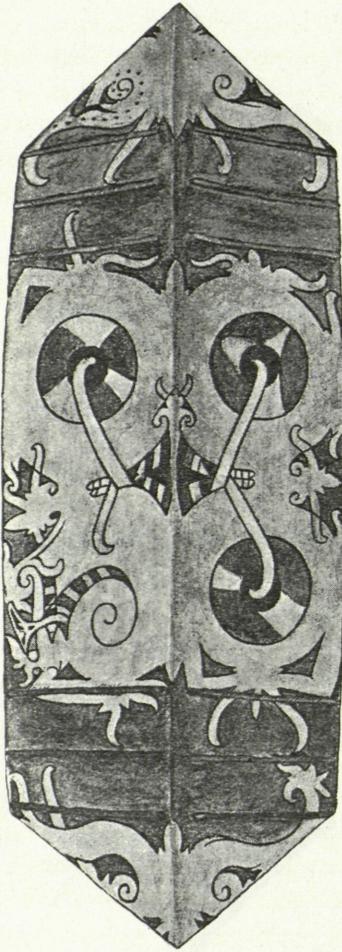


Fig. 41.

Dayakschild aus Südost-Borneo.
(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 306/26.
Gez. v. Tomassen.) 1'265 : 0'395 Meter.
Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 236, 237.

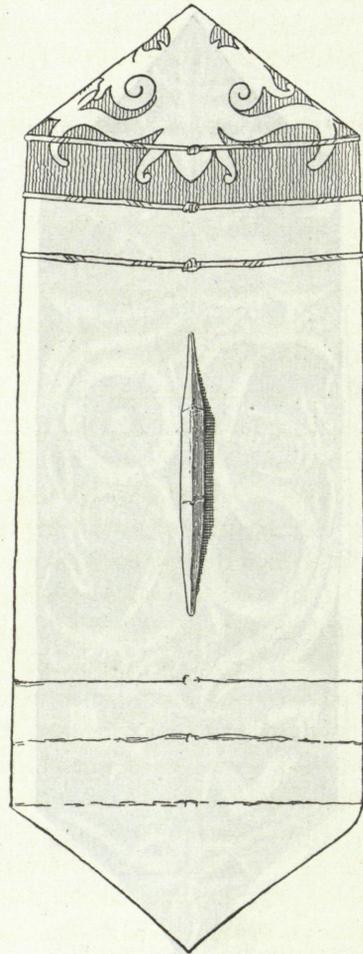


Fig. 42.

Rückseite des in Fig. 41 dargestellten
Dayakschildes.

(Ethnogr. Mus. Leiden. Inv.-Nr. 306/26.
Gez. v. Tomassen.) 1'265 : 0'395 Meter.
Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 237.

erinnern, ist der Drache. Dieses märchenumwobene Ungeheuer, welches in der Mythologie vieler Völker eine wichtige Rolle spielt, dem jedoch in den Sagen und religiösen Legenden der Europäer die furchtbarsten Schrecken, welche die Einbildungskraft zu ersinnen vermag, angedichtet werden, und das im Occident allgemein als ein blutdürstiges und widerwärtiges Scheusal betrachtet wird, genießt in Ostasien hohe Verehrung und gilt speciell

¹⁾ Temminck, Coup d'œil sur les possessions néerlandaises dans l'Inde archipélagique. Leide 1846, I, p. 341.

in China und Japan als ein wohlthätiges, segensbringendes, göttliches Wesen. Der Drache erscheint den Bewohnern des fernen Ostens als das Sinnbild des Regens, der Fruchtbarkeit, des Lebens und selbst als Symbol der kaiserlichen Würde; die Reichsflagge zeigt einen schwarzen Drachen auf gelbem Felde; Schiffe, Häuser, Stickereien, Gefässe, Bronzen und tausenderlei Dinge der Kleinkunst sind mit seinem Abbilde geziert, und während bei uns die Drachentödter, Lindwurmbezwinger und Georgsritter geehrt und bewundert werden, bewundert und lobpreist man umgekehrter Weise in China den Drachen selbst, so dass der amerikanische Missionär Wells Williams (Middle Kingdom I, 309) sarkastisch ausrufen konnte: »Das alte Drachenumgethüm hat sich um den Kaiser von China herumgeschlungen und lässt sich als eine der hauptsächlichsten Stützen seiner Macht in dieser Welt von einem Drittheil der Menschheit vergöttern.« Der Drache der Chinesen hat mit dem Teufel der Christen, mit dem Drachen der Apokalypse, mit dem Typhon der Aegypter und mit dem Ahrimân der Perser keinerlei Verwandtschaft; denn während diese als Feinde des Guten, als unholde Bekämpfer des Lichts sich im Gegensatze zu Osiris und Ormusd befinden, knüpfen sich an die segensreiche Wirksamkeit des chinesischen Drachen vielfache Hoffnungen. Auch die Darstellungen des Lung, wie dieses Fabelthier bei den Chinesen genannt wird, sind sehr verschieden von der Vorstellung, die man sich bei uns vom Drachen gemacht hat; wenn wir uns denselben als ein furchtbares geflügeltes Ungeheuer denken, so bilden allein schon die Flügel, welche dem chinesischen Lung fehlen,¹⁾ einen wesentlichen Unterschied. Im Uebrigen weichen allerdings auch die einzelnen chinesischen Schilderungen, namentlich aber die verschiedenartigen Verkörperungen des Drachen in Werken der bildenden Kunst nicht unerheblich von einander ab.

Eine detaillirte Beschreibung finden wir im Schuo-yuen: nach derselben trug der chinesische Drache auf der Nase ein Horn, welches dem neuen Triebe eines Hirschen gleich; er hatte einen Kameelkopf, Augen wie eine Schlange, einen Froschbauch, Fischschuppen, Adlerkrallen, Tigertatzen und Stierohren. Im Allgemeinen stimmen alle Schilderungen darin überein, den Lung als ein krokodilartiges Monstrum und als das grösste Süsswasserthier hinzustellen, das jemals existirte; er gilt als ein eierlegendes Thier, dessen Gebeine man noch überall in den Flussthälern von Schan-si, Schan-tung und Tsei-hli findet, und es wird, was ihn als einen Verwandten der Saurier charakterisirt, von ihm gesagt, dass er sich zur Abhaltung eines Winterschlafes in den Sümpfen verberge.²⁾

De Groot, dessen eingehenden Darlegungen ich in Vielem folge, erzählt, dass in China beinahe jeder Droguist oder Apotheker von einigem Ansehen fossile Lungzähne von zweifelhafter Provenienz als Gesundheitsamulette verkaufe; am wahrscheinlichsten ist es, dass das Vorbild für den Drachen eine ausgestorbene Alligatorart (etwa der Teleosaurus) gebildet habe. In dem berühmten Werke Pen-thsao (Materia medica) finden wir Zeichnungen von spitzen, ineinanderschliessenden Drachenzähnen, und nach chinesischen Autoritäten soll der ganze Drache in fossilem Zustande an verschiedenen Orten Chinas beobachtet worden sein. In einer dieser Schriften wird gesagt, dass man Knochen des Lung, und zwar Zähne, Horn, Schwanz und Tatzen, auf Hügeln und in Höhlen findet, woraus die Wolken emporsteigen und woher die Regen kommen. »Les plus grands squelettes ont une longueur qui varie de cinq pieds chinois à plusieurs dizaines de tchang. (Le tchang mesure 10 pieds chinois.) Le squelette entier a été trouvé par des paysans qui cherchaient du bois. Les ‚Mémoires des Choses magiques‘ disent qu’il y a dans le canton de

1) Die japanische Kunst kennt auch den geflügelten Drachen. Sehr schöne Darstellungen dieser Art an einer japanischen Rüstung im Hamburger ethnogr. Museum. Nr. 1190. (Lüders).

2) J. J. M. de Groot (Pontianak), Jaarliksche feesten en gebuiken van de Emoy-Chineezen. Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap 1880. XLII, p. 288, 289.

Tsin-ning un îlot, appelé *l'îlot des dragons enterrés*. Les vieillards de l'endroit disent que des os de dragon existaient dans cet îlot et qu'on en avait retiré quantité dans l'eau qui entoure cet îlot. En fouillant la terre, on a encore trouvé beaucoup d'os de dragon dans le canton des cinq cités, dans l'ancienne province de Choü.«¹⁾ Ausserdem sollen auch noch, nach dem Pen-thsao, während der Zeit der Tsin-Dynastie (265—420 n. Chr.) viele Drachenfossilien in Flüssen und Thälern aufgefunden worden sein. In den historischen Schriften der Chinesen sind sehr wenige Ueberlieferungen über den Alligator der südlichen Provinzen niedergelegt. Der hauptsächlichste Bericht, welcher auch in das kaiserliche Wörterbuch von Khanghi aufgenommen wurde, steht unter dem Artikel »Han-Yu« in den officiellen Geschichtsbüchern der Tang-Dynastie. Han-Yu, ein Staatsmann, Dichter und Gelehrter (bekannter unter dem Namen Han-Wün-Kung) lebte zwischen 768 und 824 n. Chr. Zum Gouverneur über die damals noch halbbarbarischen Landstrecken Tschao-tschau im nördlichen Theile der gegenwärtigen Provinz Kwang-tung von Kanton ernannt, fand er das Volk in tiefer Niedergeschlagenheit wegen der Verheerungen, welche daselbst zahllose Krokodile unter Menschen und Thieren anrichteten; er warf ein Schaf und ein Schwein als Opfergaben in den Fluss, »en zie, des avonds staken zware winden en hevige onweersbuien op; verscheidene dagen achtereen stonden dientengevolge de rivieren geheel en al droog, en sinds dien tijd werd Tsjhao-Tsjow nimmer meer door alligators geteisterd.« (De Groot.)

In dieser Urkunde scheint der letzte Vertilgungskrieg aufgezeichnet zu sein, den man gegen diese gefräßigen Ungeheuer geführt hat. Schon im 7. Jahrhundert sagt der Schriftsteller Li-Schun-Fung, dass nach der Meinung der Bewohner von Kwang-tung »der Geist der Krokodile Donner und Blitz, Wind und Regen machen könne, und dass er sich dadurch der göttlichen Wesenheit der Drachen annähere«. Es erscheint somit die Annahme wohl gerechtfertigt zu sein, den Drachen auf das Krokodil, den König der Flüsse, zurückzuführen. Der berühmte Gelehrte I-tschuen der Sung-Dynastie sagt: »Der Drache ist ein Thier des feuchten Principes; wenn er hervorkommt, steigen wässerige Dämpfe empor und werden Wolken.« Li-yuen, welcher unter der Regierung des Kaisers Hjen-tung lebte, sagt in seinem Buche über das Wasser, dass die Fische und die Drachen ihren Schlaf in den Tagen des Herbstes beginnen, und dass der Drache daher zur Herbstnachtgleiche sich im Schlamm begrabe, um daselbst zu ruhen. Ein anderes chinesisches Buch sagt: »Die Schlangen lassen ihre Eier auf der Erde, welche nach tausend Jahren zu Drachen werden. An dem Tage, wo sie aus der Schale kriechen, setzen sie die ganze Gegend in Verzweiflung; denn sie sind das Signal für den Ausbruch einer furchtbaren Ueberschwemmung, welche sich weithin ergiesst.« In dieser Legende sind Ursache und Wirkung miteinander verwechselt; der erwachende Drache verursacht keinen Regen, aber der erste Frühjahrsregen verursacht das Erwachen des Drachen, d. h. des Krokodils, wie man das noch heute in den Llanos von Südamerika zu beobachten Gelegenheit findet. Dort kann man zu Zeiten an den Ufern der Sümpfe den feuchten Schlamm sich langsam und schichtenweise erheben sehen. Plötzlich wird mit einem heftigen Geräusch, ähnlich dem, welches die Eruptionen kleiner Schlammvulcane zu begleiten pflegt, die in Bewegung gesetzte Erde bis zu einer beträchtlichen Höhe in die Luft geschleudert. Derjenige, welcher diese Naturerscheinung kennt, flieht den Anblick; denn eine gigantische Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil entsteigen der Grube, erweckt durch die ersten Frühjahrsregen aus dem lethargischen Winterschlaf. (Alex. v. Humboldt, Ansichten der Natur.)

Daraus kann man schliessen, dass die Wiedererweckung des Drachen mit grossem Lärm während der ersten Regenzeit im Frühlinge geschah. Nach allen diesen Beschrei-

¹⁾ Dr. Gustave Schlegel, Uranographie Chinoise. La Haye 1875, p. 50.

bungen kann daher der Drache nur ein grosses Reptil gewesen sein, welches sich, wie dies jetzt noch der Alligator thut, beim Beginne der kalten Zeit in die Sümpfe vergrub. (Drachendarstellungen sind Krokodilen manchmal ausserordentlich ähnlich. Vergl. Fig. 15.) »Reste à savoir s'il ne convient pas de considérer le Loung chinois comme une espèce de crocodile, ressemblant au Gavial du Gange, dont le bout du museau est, comme on le sait, garni d'une excroissance dont la forme rappelle la corne du Loung.« (Schlegel, l. c., p. 51.) Der chinesische Lung war zweifellos noch ein Zeitgenosse des Menschen, da die Chinesen, noch sehr wenig erfahren in der Paläontologie, aus fossilen Resten unmöglich die Gestalt dieses Thieres zu rekonstruieren im Stande gewesen wären. Zahlreiche chinesische Schriftsteller verweisen auf den Drachen als Regenmacher, und noch heutzutage wird, wenn eine Ueberschwemmung eingedämmt und die Folgen einer solchen glücklich beseitigt werden, der Rapport an den Kaiser gesendet, dass der Drache gefangen und bezwungen ist. (Dennys, Folk-lore of China.) In Kanton schreibt das Volk heftige Stürme allgemein fliegenden Drachen zu, und Manche behaupten, die dahinrasenden Ungeheuer mit den zusammengeballten Wolken durch die Lüfte ziehen zu sehen. Der Umstand, dass der Lung das Symbol des feuchten Principes, des Regens und des damit häufig einhergehenden Gewittersturmes ist, hat auch den berühmten Fu-hi (2852 v. Chr.) veranlasst, in seinen acht Diagrammen den Drachen dem Diagramme »Donner« anzupassen. In der Volkssprache von Amoy heisst ein Wolkenbruch »ling ka tsui«, der Drache bringt Wasser, und der Neptun der Chinesen, in dessen Gefolge sich eine zahllose Menge von aus Eiern oder durch Transformation aus der Feuchtigkeit entstandenen Drachen oder Nâgas befinden, führt den Namen »der Drachenkönig der Seen«.

Die Brahmanen besingen in ihren Hymnen Indra als den wohlthätigen Geist, dessen wolkenspaltende Blicke den Drachen zwingen, die befruchtenden Wasser des Himmels freizugeben. (Koeppen, Religion des Buddha.) Da der Drache sich nach dem Dahinschwinden des Winters aus seinem Schläfe erhebt, so ist er das Symbol des Frühlings, der wiedererwachenden Sonne; darum nennt man den ersten Theil des Himmels im Osten das Haus des blauen Drachen und »in het tijdperk der Tcheou's (1122—255 v. Chr.) had men de gewoonte bij den aanvang der lente het oosten met een blauwen scepter te begroeten; een Chineesch commentaar zegt daarvan: Deze ceremonie van het aangeven der lente beteekende, dat men den voorjaarsgod des Draaks groette.«¹⁾ Der Drachenkeim ist das leuchtende Princip, das aus dem Finstern hervorgeht, und wenn der Drache sich erhebt, erheben sich die Wolken. Da der Drache als Symbol der Frühlingssonne oder der Sonne überhaupt der Beherrscher der Natur war, so ist es nur natürlich, dass man ihn in der Folge als Symbol der Weltherrschaft oder der kaiserlichen Macht annahm; ausserdem stempelt ihn aber auch das Gewaltige seiner Erscheinung zum Sinnbilde der Kraft, und er eignet sich daher auch aus diesem Grunde ebenso gut zu einem kaiserlichen Emblem wie die Löwen und Adler unserer Reichswappen. Im Schuo-wen steht: »Die Sonne ist massig, ohne Fehler; sie ist das Sinnbild des Fürsten.« »Der Drache,« sagt Kuang-ya, »das ist der Fürst.« (Schlegel, p. 55.)

Auf fast allen Darstellungen des chinesischen Drachen sehen wir diesen eine rothe, zuweilen flammende Kugel, »die Perle« genannt, ausspeiend, oder dieselbe doch in den Klauen tragend. Im österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien befindet sich eine sehr schöne altjapanische Satsuma-Faience, in welcher ein Drache mit geöffnetem Rachen dargestellt ist, auf dessen Zunge die »Perle« ruht. In der Sammlung des österreichischen Handelsmuseums sieht man einen Drachen aus Bronze, dem die mit dem

¹⁾ Groneman, Chinesche Hemelbeschrijving. Tijdschrift van Nederlandsch-Indië, 1876, I. Theil, p. 89.

Yin- und Yang-Symbole decorirte »Perle« in die Klaue gesteckt ist; ebendasselbst befindet sich auf einer reich ornamentirten Vase in Email cloisonné ein chinesischer Lung, der die in gleicher Weise geschmückte, an einem gewundenen Faden hängende »Perle« gerade ausspeit. (Siehe Fig. 4.) Diese Perle stellt die Sonne vor. Die Zusammenstellung der Sonnenperle mit dem Drachen, worüber ausführliche Nachweise in Schlegel's bereits mehrfach citirtem Werke »Uranographie Chinoise« eingesehen werden können, erklärt sich dadurch, dass mit dem Auftreten des Frühlings, also mit dem Erwachen des Drachen, auch die Sonne, einer leuchtenden Perle gleich, wieder über dem Horizonte in Glanz und Herrlichkeit emporzuschweben beginnt: der Drache speit, sich aus dem Schlafe erhebend, die lange verborgene Sonne als funkelnden Feuerball in den Weltraum. Das Aufgehen der Sonne im Osten ist daher identisch mit dem Frühlingsanfang, mit der Erscheinung des blauen Drachen. »C'est pour cette raison que, pendant la dernière nuit de l'année, pour le grand exorcisme, tous les membres de la famille impériale et tous les officiers de la maison, se rangeaient en procession dans l'enceinte sacrée du palais impérial, se masquaient, s'habillaient d'habits de couleurs bigarrées, et tenaient en main une lance dorée avec une bannière dragonnée. L'origine de cette coutume est fort naturelle. On savait par l'ancienne tradition que le lendemain du dernier jour de l'an était le premier jour du printemps, annoncé dans le commencement des siècles par le lever de la constellation du dragon. C'est pour cela qu'on agitait pendant la nuit qui précédait ce jour, des bannières sur lesquelles on avait peint ce dragon, qui ramenait l'harmonie dans la nature et faisait éclore la création.« (Schlegel, l. c., p. 57, 58.)

Es ist vollkommen begreiflich, dass der Gott der befruchtenden Feuchtigkeit bei einem ackerbautreibenden Volke, wie das der Chinesen ist, einer ausgebreiteten Verehrung theilhaftig werden muss; thatsächlich wurden dem Drachen auch zahlreiche Tempel erbaut, und zur Zeit anhaltender Dürre werden behördlich angeordnete Gebete an ihn gerichtet. Viele Fabeln und Legenden, welche im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, handeln von dem Drachen als Regengott; unfehlbar folgen heftige Wolkenbrüche, sobald die Drachen in den Wolken streitend aneinandergerathen. So erzählt das »Buch der fünf Elemente«, dass unter der Regierung des Kaisers Tsing-ti der nördlichen Tschau-Dynastie im Sommer des Jahres 580 ein Drachenkampf beobachtet worden sei. Da erschien in einem weissen Lichte von Osten her ein weisser Drache und stiess inmitten des Firmamentes mit einem von Nordwesten kommenden schwarzen Drachen zusammen, worauf sich ein heftiges Ringen entspann, das unter Donnerschlägen, heftigen Blitzen und furchtbaren Regenschauern nach mehreren Stunden damit endigte, dass der schwarze Drache unterlag und der weisse gegen den Himmel emporstieg. Ueber solche Drachenkämpfe existiren Aufzeichnungen aus 1605 zu Whampoa, aus 1667, 1739, 1787 etc.¹⁾ Gegen den Hochsommer zu, wenn die Trockenheit eintritt und die Gewässer versiegen, ziehen sich die Drachen (die Krokodile) zurück und verschwinden in den spärlicher werdenden Morästen. Dann begibt sich das Volk in den sogenannten Drachenbooten, welche Abbildungen dieser Fabelwesen zeigen, auf das Wasser, um die Regenmacher aufzusuchen; damit verknüpft sich in China die Feier des Sommerfestes oder des Drachenfestes, welches in Japan unter dem Namen »Tango no seku« begangen wird, und dessen Abhaltung selbstverständlich auch überall im indischen Archipel angetroffen werden kann, wo sich chinesische Emigranten befinden. Aus demselben Grunde sieht man im Hochsommer Abbildungen des grossen Regengottes, des Drachen, in Processionen durch die Strassen tragen.

Solches geschah schon in den ältesten Zeiten, und Kaiser Tsching-Tang liess bereits einen Drachen aus Lehm verfertigen, den man um Regen beschwor, als einmal grosse

1) Vergl. die näheren Angaben hierüber in de Groot, a. a. O., p. 297.

Dürre herrschte. Der Herzog von Scheh, ein Zeitgenosse des Confucius, liess zahllose Drachenbilder auf allen erdenklichen Gegenständen, auf Mauern, Schüsseln, Tellern u. s. w., anbringen, damit in seiner Landschaft niemals Regenmangel eintrete. Schriftsteller der Sung-Dynastie berichten, dass die irdenen Drachengötzen, wenn das Gebet um Regen längere Zeit unerhört blieb, vom Volke so lange gezeißelt wurden, bis ein Umschwung im Wetter erfolgte, und dass man dieselben nachher ins Wasser warf. Als Gott des erquickenden Regens und als Repräsentant der dadurch bedingten Fruchtbarkeit theilt der Drache die Wohlthaten des Himmels aus, und indem er die unerträgliche sommerliche Gluth durch Abkühlung mildert, erfrischt er die Menschen, erlöst sie von Krankheit und Ermattung und beseitigt Epidemien; es ist also auch ganz natürlich, dass man sein Abbild im Hochsommer allerorten aufstellte, um dasselbe nach Ablauf dieser Periode, beladen mit allen durch dasselbe aufgesogenen nachtheiligen Einflüssen, zu verbrennen oder im Meere zu versenken. Ebenso natürlich ist es, dass man den Drachen, als Symbol der Fruchtbarkeit, mit dem Yin- und Yang-Zeichen und mit dem Sonnenball verwob, und dass man ihn, den wohlthätigen Genius, als allgemein beliebtes Decorationsmotiv, so oft es anging, auf den verschiedenartigsten Gegenständen zur Darstellung brachte. In Fig. 4 und 6 habe ich zwei chinesische Drachenköpfe beigebracht, wovon sich der eine auf einer emaillirten Vase, der andere auf einem in Seide gestickten chinesischen Staatsgewande befindet; beide sind stark stilisirt, beide sind zweigehört und bei beiden ist statt der Augen das Yin- und Yang-Symbol eingesetzt; Nase und Nasenflügel sind vollkommen ornamental behandelt, ebenso die Ohren und die mähen- oder flammenartige Kopfsilhouette; das Gehörn des auf einer Seidenweberei befindlichen Lung erinnert sehr an das Geweih eines jungen Hirschen; Nase oder Oberlippe tragen seitlich angesetzte Bartfäden. »Le Dragon représente Chang-ti, l'esprit qui préside aux saisons (?). Son corps, couvert de larges écailles et muni de quatre pieds à cinq griffes (?), ondule en replis tortueux; sa tête puissante, surmonté de cornes (?), et ornée de long tentacules nasaux.«¹⁾

Der Drache steht nicht den Jahreszeiten, sondern speciell dem Frühlinge vor; seine Füße sind nicht jederzeit mit fünf, sondern mit drei, vier oder fünf Klauen besetzt; Drachenköpfe mit zwei Hörnern kommen zwar häufig vor, doch sind solche mit nur einem Horn für den ursprünglichen Typus des Lung charakteristischer. In Bezug auf die Anzahl der Klauen bestehen zwischen chinesischen und japanischen Drachenbildern keine Unterschiede; die Anzahl der Drachenklauen kann daher für die Bestimmung der Provenienzen keine verlässlichen Anhaltspunkte liefern. In früheren Zeiten war vielleicht der dreiklauige japanische Drache ein Privilegium des Mikado, gegenwärtig aber zeigt der officielle japanische Staatsdrache an den Vorderfüßen vier und an den hinteren Extremitäten drei Klauen.

Seit dem Jahre 1644, d. h. seit der Herrschaft der Mandschu-Dynastie, ist der chinesische Drache vierklauig, während zur Zeit der Ming-Dynastie China unter dem Zeichen des dreiklauigen Drachen lebte. Vierklauig sind die meisten dieser Fabelthiere, »die wir heute auf alchinesischen Porzellanen, z. B. Seladon-Schüsseln und Gefäßen in Borneo, Ceram und anderen Theilen des malayischen Archipels finden. Auch Korea-Porzellan scheint den vierklauigen Drachen aufzuweisen.«²⁾ Der Drache (Lung, Riyô, japanisch Tatsu) steht an der Spitze der beschuppten Thiere; als Sinnbild der Wachsamkeit und Stärke zum Wappenschmuck oft verwendet, kommt er auch in japanischen Tätowirmustern nicht selten vor. Unter dem Namen Ki-rin, welcher eigentlich dem Einhorn

1) Du Sartel, La porcelaine de Chine. Paris 1881, p. 66.

2) W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Berlin 1887, p. 123.

beigelegt ist, findet man in Japan häufig ein Thier, welches den Kopf und die Brust eines Drachen, die Beine eines Hundes und den Schweif eines Löwen aufweist. »Auf Deckelvasen und Räuchergefäßen bildet dasselbe oft den Deckelknopf und ist dafür mindestens ebenso beliebt wie die Lotosknospe.«¹⁾

Mehr Bedeutung noch als den ostindischen und chinesischen Mascarons, als den Raksásabildern und den Drachendarstellungen scheint für die Lösung der Frage nach einem eventuellen Vorbilde der dayakischen Dämonenschilder den chinesischen Tigerfratzen innezuwohnen. — Der Tiger ist bei den alten Chinesen der Repräsentant des Herbstes und des westlichen Himmels, sowie der Drache als Repräsentant des Frühlings und des östlichen Himmels betrachtet wurde. Pe-hu, der weisse Tiger, von welchem man annimmt, dass hohes Alter seine Haare gebleicht habe, und dem man eine Lebensdauer von tausend Jahren zuschrieb, galt als ein Thier ohne Blutdurst und Grausamkeit; man nannte

ihn den König der vierfüßigen Thiere, den König der Berge, den Sturmerreger. »Il hurle comme le grondement du tonnerre, de sorte que toutes les bêtes le craignent en tremblant et que le vent même le suit.«²⁾ Da die Nordweststürme, welche im Herbste in China einzubrechen pflegen, die Bäume entlauben und die Schönheiten der Natur vernichten, und da um dieselbe Jahreszeit die Tiger aus den unwirthlich gewordenen Bergen in die Ebene hinabstiegen und in der Nähe menschlicher Niederlassungen sichtbar wurden, so hat man die Erscheinung des Tigers mit dem Absterben der Natur und das Tigergebrüll mit der Entstehung der herbstlichen Stürme in Verbindung gebracht. Die Constellation der Gestirne am alten Himmelsglobus, welche dem weissen Tiger zubenannt war, haben die Chinesen später als die eines bewaffneten Kriegers und Zerstörers bezeichnet. Der Tiger galt schon in ältester Zeit bei den Chinesen als Beschwörer von Gespenstern und als Dämonenverscheucher. Sein Bildniss

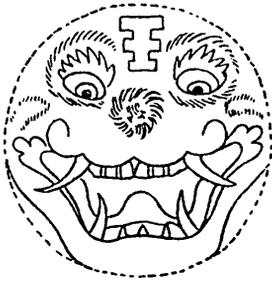


Fig. 43.

Chinesischer Reiterschild,
mit Tigermaske verziert.

(Facsimile-Copie aus dem Werke
Mémoires sur les Chinois,
T. VII, Pl. XXX, Nr. XI, 10.)
Vgl. Text, Seite 226.

spielt im religiösen Leben dieses Volkes eine bedeutende Rolle; man findet es in den verschiedensten Grössen und in den verschiedensten Darstellungen in allen Tempeln; bald dient es als Tempelwächter, bald als Reitthier für papierne Puppen, welche fremden Geistern den Eingang in den Tempel verwehren sollen, bald wird es in taoistischen Aufzügen durch die Strassen geführt, bald von Priestern an bestimmten Festtagen im sogenannten Feuersprung durch die Flammen brennender Scheiterhaufen getragen. Kleine Amulette, welche menschliche Wesen darstellen, die auf Tigern reiten, gibt man neuvermählten Frauen, um böse Geister von ihnen abzuhalten. (Doolittle, Social Life of the Chinese.) Am 15. Tage des Jahres wird ein aus Bambu und Papier angefertigter feuer-speiender Tiger durch die Strassen gezogen, »zoodat hij schijnt te loopen en naar links en rechts onder hevig geknetter uit alle kanten van zijn lichaam vuur spuwt«.³⁾

An Hausthüren und Wohnungen sind Tigermasken als Geisterbanner und Dämonenbeschwörer seit den ältesten Zeiten in China gebräuchlich; manchmal findet man sie da in der Gestalt von Steinbildnissen an beiden Seiten des Haupteinganges errichtet, manchmal auch in bunten Farben auf die Holzfläche gemalt. Ebenso werden sie neben den

1) J. J. Rein, Japan. Leipzig 1886, Bd. II, p. 381.

2) Schlegel, a. a. O., p. 66, 67.

3) De Groot, a. a. O., p. 109.

Grabstätten zum Schutze der Todten aufgestellt, ganz in derselben Weise, wie uns das auch von den Dayaks bekannt ist.

Man malt Tiger auf kleine Holzplättchen, man gravirt sie in Metall oder man verfertigt sie aus Pflanzenfasern und Seide, um sie in den Haaren oder am Körper als Talisman zu tragen, und ebenso zahllos wie die Anwendungen von Tigerbildnissen als Beschwörungsmittel sind die Legenden, welche über die wunder- und heilkräftigen Wirkungen des Fleisches, der Haare, der Zähne und der Klauen dieses Raubthieres im chinesischen Volk cursiren. Ganz analog dieser Erscheinung ist die abergläubische Verehrung, mit welcher die Tigerzähne bei den Dayaks betrachtet werden; auch findet man im ganzen indischen Archipel Tigerbildnisse vor den Wohnungen der eingebornen Häuptlinge. (De Groot.) Zu einer Zeit, da Tiger noch in grösserer Menge existirten, mussten sie natürlich für die Bevölkerung ein Gegenstand der Furcht und der scheuen Bewunderung sein; nach und nach dürfte sich dann die Ueberzeugung herausgebildet haben, dass diese Bestien, welche sich den Tag über verborgen halten und nur des Nachts auf Raub ausgehen, diese Lebensweise deshalb einhalten, um auch auf die Geister der Finsterniss Jagd zu machen, eine Anschauung, die dadurch noch bestärkt werden musste, dass das Gebrüll des Tigers die gespenstigen Stimmen des Waldes und der Flur immer sofort verstummen machte. »Buitendien ging de tijger outtijds voor een zonedier door. ‚De tijger is een wezen van het principe van het licht (Jang) en het eerste onder de dieren‘, zoo leest men in den ‚Navorscher der Zeden en Gewoonten‘.« — — »Tot op den dag van heden zelfs gelooven de bewoners van het Rijk der Bloemen stellig en vast, dat elke tijger, die eens een mensch verslonden heeft, niet door de ziel van zijn slachtoffer wordt verlaten . . .«¹⁾

Für die Frage, deren Beleuchtung hier versucht werden soll, ist indess mehr als alle Bezüge, welche bisher erörtert wurden, die Thatsache von Bedeutung, dass der Tiger in der Kriegführung der Chinesen uns als Decorationsmotiv an Angriffs- und Vertheidigungsmitteln aller Art überraschend oft begegnet. Ich beziehe mich hierbei auf die Mittheilungen über Heeresorganisation, Soldatenausrüstung, Schlachtordnung, Uniformirung etc., welche in dem grossen Werke »Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les mœurs, les usages etc. des Chinois, par les Missionnaires de Pe-kin« enthalten sind.

Da finden wir im VII. Bande auf Taf. XXX, Nr. IX, eine Ordonnanzmütze oder eine Art Helm in Tigerkopfform, mit einer in allen Details wohl ausgeführten Tigermaske versehen, »à l'usage de ceux qui sont armés du sabre et du bouclier«. Dieser Helm bedeckt den Kopf und den Hals bis zu den Schultern; er ist aus getriebenem Kupfer verfertigt, wiegt 8 Unzen und kostet 1 Tsien 4 Fen. Der Preis sowohl der Farben als der Malerei beträgt 5 Fen. Der untere Theil des Helmes oder das Halsband ist aus gelber Leinwand gemacht; man braucht dazu 2 Fuss 8 Zoll und sie kostet 5 Fen 8 Li. Auf derselben Tafel, Nr. XI, Fig. 9, ist das Etui oder Futteral dargestellt, welches zur Aufbewahrung der Gewehre dient; es ist aus geölter Leinwand gemacht und mit einem Drachenbilde geziert; vor dem geöffneten Rachen des Ungeheuers der flammende Sonnenball. Fig. 10 dieser Abtheilung stellt den Mitteltheil eines chinesischen Schildes dar,



Fig. 44.

Chinesischer Infanterieschild, mit Tigermaske verziert.

(Facsimile-Copie aus dem Werke Mémoires sur les Chinois, T. VIII, Pl. XXVII, Nr. 123.)

Vergl. Text, Seite 226, 237.

¹⁾ De Groot, a. a. O., p. 485 und 526.

welcher auf der Vorderseite mit einem gut ausgeführten Tigerkopfe verziert ist; ich habe von dieser Illustration eine getreue Facsimile-Copie angefertigt und in Fig. 43 dieser Abhandlung beigegeben. Die Augen sind weit aufgerissen, der Rachen ist geöffnet, an den Mundwinkeln ornamental behandelt und mit weit herausreichenden Eckzähnen (Hauern) versehen. Der Schild ist aus Rottan oder Palmenzweigen gemacht; der Diameter beträgt 2 Fuss 5 Zoll; der Gesamtpreis des ganzen Schildes beträgt 5 Tsien 7 Fen (4 liv. 5 s. 6 den.), wovon 2 Fen auf das Kuhhaarbüschel in der Mitte und 4 Fen auf Malerei und Farben gerechnet werden. Band VII, Taf. XXXI enthält in Nr. XII, XIII und XV verschiedene Standarten und Banner, welche mit Drachen und Flammenperlen und mit einem geflügelten Leoparden (?) verziert sind; letztere ist die Hauptstandarte der Truppen, die unter »der gelben Farbe« stehen. Taf. XXXIII dieses Bandes zeigt in Nr. XXIII alle Utensilien, welche zur completen Ausrüstung einer chinesischen Büchse erforderlich sind; Fig. 4 dieser Abbildung, »gibecièrre à contenir des lingots de plomb pour la charge de l'arme«, enthält wieder die typische Tigermaske mit dem Siegelschriftzeichen an der Stirne; gleich darunter ist in Fig. 6 der Tiger als Flintenträger dargestellt.

Im VIII. Bande ist auf Taf. XVIII, Fig. 84, ein chinesisches, mit einem Drachen gezieltes Kriegsschiff abgebildet, an dessen Bug ein bewaffneter Soldat einen Tigerschild emporhebt (vergl. auch Taf. XX). Taf. XXII, Fig. 94, ein Kriegsschiff, das mit rechteckigen beweglichen Planken nach aussen abgeschlossen werden kann, wodurch gleichsam eine Wand von nebeneinandergestellten Schilden entsteht. Diese 5 Fuss hohen und 2 Fuss breiten Planken, welche dem dahinter befindlichen Soldaten Schutz gewähren, sind mit Leder überzogen und sämmtlich mit Tigermasken geziert. Die in dieser Illustration dargestellten Köpfe erinnern sehr an die Dämonenmasken der dayakischen Schilde. Ebenfalls im VIII. Bande sind auf Taf. XXVII drei Schilde abgebildet, die sämmtlich Tigermasken tragen; einer ist kreisrund, ein Reiterschild (Fig. 122), »bouclier de l'épaule, à l'usage des cavaliers; il représente la tête d'un tigre: il est d'un bois léger, couvert de cuir«; einer ist trapezförmig, »bouclier de résistance«, und einer hat die Form eines Fünfeckes mit einspringendem Winkel (Schwalbenschwanz); er dient zum Schutze für Infanteristen, »bouclier à queue d'hirondelle: il est à l'usage des fantassins«; ich habe eine Facsimile-Copie dieses Schildes in Fig. 44 dieser Abhandlung beigegeben. Wie man aus der Illustration ersehen kann, zeigt der Tigerdecor nicht nur die Gesichtsmaske, sondern auch die beiden dreiklauigen Vordertatzen. Ich möchte an dieser Stelle darauf aufmerksam machen, dass eine vergleichende Betrachtung der Tatzendarstellung auf diesem Schilde mit den Handbildungen auf manchen Dayakschilden, namentlich aber mit jenen des unter Fig. 17 mitgetheilten neuguineischen »käs« überraschende Aehnlichkeiten erkennen lässt. Tigermasken findet man ferner auf dem Kriegswagen, Bd. VIII, Taf. XXIX, Fig. 136, mit nach rechts und links auseinandergehenden, nach aufwärts gerichteten Tatzen, und der Abschnitt »Instruction sur l'exercice militaire« enthält in Bd. VII, p. 322, 323, 326, 327, 329—332, 338, 341 u. s. w. verschiedenartige Truppenaufstellungen, Marschordnungen, Exercirübungen etc., wobei hunderte von Soldaten mit Tigerschilden, in den verschiedenartigsten Evolutionen begriffen, dargestellt sind.

Auch auf Rüstungen findet man den Tiger neben dem Drachen. Die Bezeichnungen, welche gewissen Soldatenaufstellungen beigelegt werden, enthalten ebenfalls Hinweisungen auf den Tiger; so gibt es eine Phalanx, bei welcher die Krieger zu fünf Mann übereinander in der Weise aufgestellt werden, dass der unterste die vier akrobenartig senkrecht über seinem Haupte balancirenden auf seinem Schilde trägt; man nennt diese Art der Rangirung »die fünf Tiger, bereit aus dem Walde herauszugehen, um sich auf

ihre Beute zu stürzen — les cinq tigres prêts à sortir de la forêt pour se jeter sur leur proie«. ¹⁾ An einer andern Stelle wird mitgetheilt, wie U-heu und U-tse sich in ein Gespräch über Truppenführung vertiefen, wobei U-tse in mystisch-bombastischer Weise folgende Regel aufstellt: »Bedecket niemals den Mittelpunkt des Himmels, erhebet Euch niemals bis zu dem Kopfe des Drachen. Ich nenne den Mittelpunkt des Himmels die tiefen Thäler und die Schluchten, welche zwischen den Bergen sind; hütet Euch, Eure Armee jemals dorthin zu führen. Ich nenne den Kopf des Drachen die Höhe dieser steilen Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren; lasset Eure Truppen nicht dort hinaufsteigen. Der schwarze Drache muss stets links sein und die weissen Tiger rechts. Die rothen Vögel müssen an die Spitze gestellt werden, und die Geister, welche den Waffen vorstehen, am Schlusse. Der Mittelpunkt ist der Platz der sieben Sterne; durch ihren Einfluss und durch ihre Anordnung setzen sie Alles in Bewegung, was sie umgibt. Bei ihrem Anblicke muss die ganze Armee wissen, was sie zu thun hat.« (Mém VII, 200.)

Alles, was in dieser Phrase gesagt wird, bezieht sich nur auf die Fahnen und Schilde, auf welchen der schwarze Drache, der weisse Tiger, die rothen Vögel, die Geister, welche den Waffen vorstehen, und die sieben Sterne gemalt sind. Diejenigen, welche auf ihren Kleidern oder auf ihren Schilden die gleichen Symbole hatten, wurden unter den Standarten gleichen Zeichens eingereiht und folgten diesen Signalen. — Auf ein gegebenes Zeichen machen die Tiger und die Drachen ihre Evolutionen; diese Aufstellung heisst im Chinesischen »Lung-hu-fu-ti-tschen«, die Drachen und die Tiger um ihre Beute kämpfend — »les dragons et les tigres combattants pour la proie« ²⁾. Nach dem Drachen sind mehrere Schlachtordnungen der Reiterei benannt; so heisst die erste derselben tsing-lung-tschen, die Ordnung des schwarzen Drachen; die zweite führt den Namen schoang-lung-tschen, die Ordnung der gepaarten Drachen; die sechste nennt man tsang-lung-tschen, die Ordnung des blauen oder grünen Drachen etc. ³⁾ — In Gerland's »Atlas der Ethnographie« (Leipzig 1876) sind auf Tafel 36 unter Anderem drei chinesische Krieger in vollkommener Feldausrüstung abgebildet, von welchen einer einen Schild mit Tigermaske in der Hand hält, der vollkommen der Fig. 43 dieser Abhandlung entspricht. Der Text hiezu (auf p. 16) lautet: »In älterer Zeit bedienten sich die Chinesen verschiedener Belagerungswerkzeuge, welche an Aehnliches bei Griechen und Römern erinnern, und ebenso war früher die Ausrüstung der Krieger anderer Art wie heute. — Besondere Beachtung verdient der Schild, welcher mit einer Art von Gorgonenhaupt prächtig bemalt ist . . .« Aehnliche Schilde mit Tigermasken wurden auch in Tibet verwendet. Dafür findet sich eine Belegstelle in Georg Timkowski's Beschreibung einer Reise nach China, wo es in der von Pater Jakinf übersetzten chinesischen Erdbeschreibung unter dem Capitel Tibet heisst, dass das Militär Schilde von Rohr oder Holz besitzt. »Ihre hölzernen Schilde sind anderthalb Fuss breit und 3 Fuss 2 Zoll lang; sie sind mit Tigern bemalt und mit Federn von verschiedenen Farben geschmückt. Von aussen sind sie mit eisernen Blättern beschlagen.« ⁴⁾ In Fig. 16 dieser Abhandlung reproducire ich in Facsimile-Copie die Darstellung eines mit Schwert und Schild bewaffneten chinesischen Kriegers aus dem chinesischen historischen Romane »San-kwoh-tschi«, Geschichte der drei Reiche, von

¹⁾ Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les mœurs, les usages etc. des Chinois, par les Missionnaires de Pe-kin. Paris 1782, t. VII, p. 326.

²⁾ Mémoires sur les Chinois, t. VII, p. 350.

³⁾ Blau oder Grün kann in diesem Falle nicht unterschieden werden, denn das Schriftzeichen »tsang« bedeutet ebensowohl das Grün des Grases, als auch die Bläue des Himmels. Ibid., t. VIII, p. 344.

⁴⁾ Georg Timkowski, Reise nach China durch die Mongolei in den Jahren 1820—1821. (Aus dem Russischen übersetzt von M. J. E. Schmidt, Leipzig 1825—1826.) Bd. II, p. 188.

Dr. von Scherzer gelegentlich der Novara-Expedition erworben, gegenwärtig im ethnographischen Museum zu Wien. Der Schild auf diesem Bilde zeigt deutlich die dämonischen Züge einer mit Hauern versehenen Gesichtsmaske, welche jedoch mit den Köpfen auf den Tigerschilden, die in der chinesischen Armee in uniformer Ausführung nach Tausenden zählten, keine weitere Aehnlichkeit hat; eher könnte man diese Maske mit den Drachendarstellungen vergleichen, wie sie in China so häufig sind. Die chinesischen Schilde hatten verschiedene Arten des Decors, und unter den Dämonenschilden dieses Volkes lassen sich

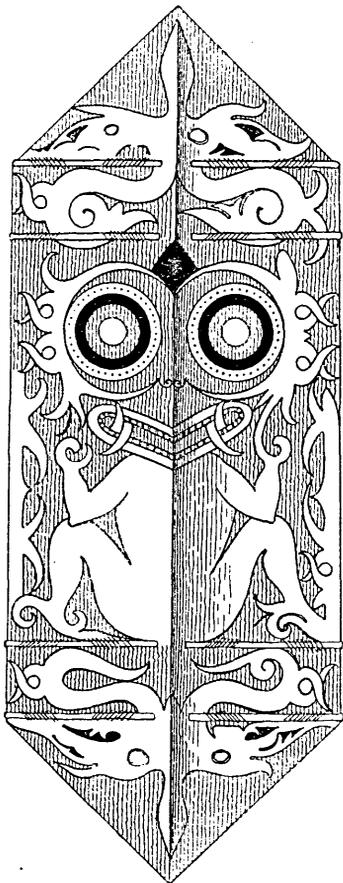


Fig. 45.

Dämonenschild

unbekannter Provenienz.

(Oest. Handelsmus. Wien. Orig.-Aufn.)

Vergl. Text, Seite 236, 237.

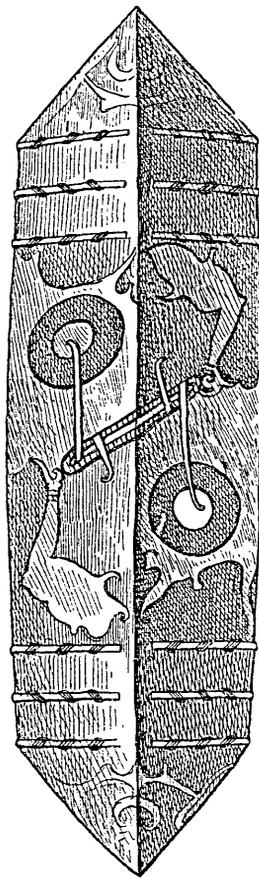


Fig. 46.

Dayakschild aus Südost-Borneo.

(Grabowsky.)

(Ethnogr. Mus. Hamburg. Inv.-Nr. 1681. Nach
photogr. Aufn. von A. Partz.)

Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 237.

wieder Tigerschilde, Drachenschilde und vielleicht noch andere Typen unterscheiden. Der bekannte Sinologe Prof. Gustav Schlegel in Leiden hat freundlichst in einer brieflichen Mittheilung die nachfolgend angeführte Erklärung der in Fig. 16 dargestellten Roman-Illustration gegeben: »Der Held mit Schwert und Schild stellt Lü-mung (呂蒙) vor, eine der bedeutendsten Figuren aus dem historischen Roman 三國志 San kwo tschi, 'Geschichte der drei Reiche' (Klaproth's Uebersetzung ist nach der japanischen Uebersetzung dieses Romanes gemacht). Lü-mung starb im Jahre 219 n. Chr. (Cf. Mayers, Chinese Readers Manual Nr. 462). Die Inschrift rechts lautet in modernen chinesischen

Zeichen: 白衣搖櫓真奇計。一舉荆襄取次將, In weisser Kleidung bewegten sie das Hinterruder — es war wirklich eine wunderbare List. Als er sich erhob, fielen King und Siang, und er nahm den zweiten General gefangen'. Diese Beischrift bezieht sich auf Cap. 75 des genannten Romanes, wo man beschrieben findet, wie Lü-mung (oder Lü-tzse-ming) 80 Schiffe mit auserlesener Mannschaft besetzte, alle als Kaufleute verkleidet und in weisser Kleidung die Schiffe rudern [呂蒙點快船以十餘隻。選會水者扮作商人、皆穿白衣在船上搖櫓].

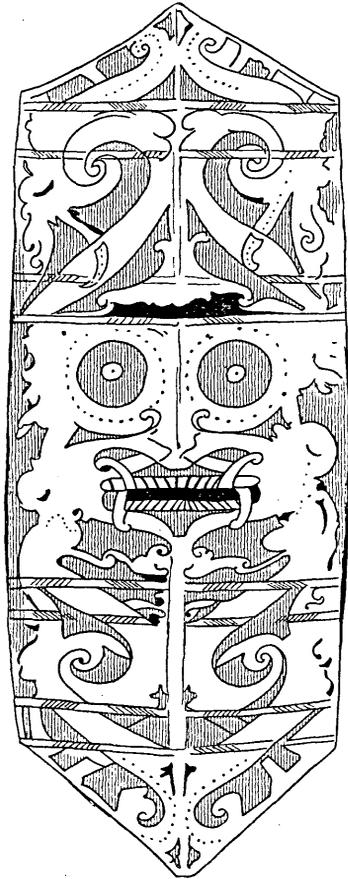


Fig. 47.

Dayakschild vom Barito, Südost-Borneo.

(Dr. E. van Ruckevorsel.)

(Ethnogr. Mus. Rotterdam.)

Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 237.

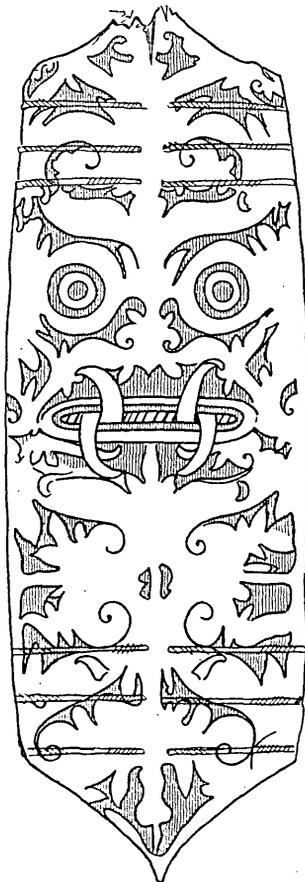


Fig. 48.

Dayakschild.

(Ethnogr. Mus. Jena. Gez. v. Dr. F. Regel.)

Vergl. Text, Seite 200, 231, 235, 237.

Dadurch war er in Stand gesetzt, die Stadt King tschen 荆州 zu überrumpeln. Die zweite Hälfte der Beischrift bezieht sich auf die Gefangennehmung des Generals Kwan-yü, des zweiten der drei Eidgenossen (Liu-pei, Kwan-yü und Tschang-fei) im Pfirsichgarten. (Mayers, Chinese Readers Manual Nr. 297.) Die Figur des Schildes stellt wahrscheinlich einen Drachenkopf vor. Im Buche 藻林 liest man 龍盾。畫龍于以爲飾, Drachenschilde sind Schilde, worauf ein Drache als Zierat gemalt ist'. Dieses Citat ist aus der in Wylie's Notes on Chinese literature, S. 151 vermeldeten chinesischen Encyclopädie entnommen. Professor Schlegel hatte die grosse Güte, in dieser Encyclopädie den

ganzen Artikel über Schilde durchzusehen; das hier angeführte Citat ist das einzige über die Drachenschilde. Die Schilde sind in der chinesischen Armee seit der durchgreifenden Einführung der Feuerwaffen — weil als Schutzmittel gegen dieselben unzureichend — vollständig verschwunden. In einem andern Briefe erledigt der gelehrte Autor der Uranographie Chinoise die Anfrage, ob im chinesischen Schilddecor eine Vorbildlichkeit oder ein Einfluss von Râkschasadarstellungen angenommen werden könne, im Folgenden: »Die indischen Râkschasas sind in China wohlbekannt, ohne dass darum ein eigentlicher Râkschasacultus

platzgegriffen hätte. Jedenfalls sind die auf chinesischen Schilden üblichen Fratzen keine Râkschasafratzen. Ich habe meinen Collegen Dr. Kern, die beste massgebende Autorität für Hinducultur im malayischen Archipel, darüber befragt. Râkschasavorstellungen werden jedenfalls nicht mehr dort gemacht, und wo sie noch vorkommen, sind sie der Bevölkerung ebenso fremd als uns. Dass die Drachenköpfe den Râkschasas ähnlich sehen, ist natürlich. Beide sind doch Vorstellungen der den fruchtbringenden Regen tragenden Wolke. Die Râkschasas heissen auf Chinesisch 羅叉娑 Lo-tscha-so, 羅刹 Lo-sat oder 樂叉 Yoh-tscha, und werden erklärt als 食人鬼 Schih jin kui, menschenfressende Teufel. Diesen Namen gaben die Chinesen den Ureinwohnern Ceylons, die Menschenfresser und der Schrecken von Schiffbrüchigen waren. (E. J. Eitel, Handbook of Chinese Buddhism. London 1870, S. 102.) In einem chinesischen Roman wird von einem Rebellenhauptmanne gesagt: ‚Euren Worten gemäss würde er ein incarnirter Buddha sein und kein Râkschasa, der zur Welt gekommen ist.‘ Unserer Phraseologie entsprechend: ‚Es muss ein Heiliger sein und kein Teufel (Rakshasa).‘«

Hofrath A. B. Meyer hatte die Güte, über die Dayakschilde des Dresdener Museums folgende briefliche Mittheilungen zu machen: »Nr. 1539, Schild von Bandjermasin (v. Schierbrand) mit in zwei Hälften getheilten Figuren, die beiden Hälften entgegengestellt.

Nr. 1784. Schild von Sarawak (Raja Brooke); menschliche Figur mit vier grossen Hauern als Mittelbild, und Gesichter mit Hauern auch oben und unten in den Spitzen.

Nr. 1785. ‚Klaubuk‘, Schild von Ost-Borneo (v. Kessel); Figur mit Hauern.

Nr. 1787. Gesichtsmaske von Süd-Borneo, Baritogebiet (v. Schierbrand). Maul voll Zähnen und vier Hauer.

Es gibt auch Masken ohne Hauer, z. B. Nr. 1683 des Dresdener Museums. — Vergl. Temminck, Verh. 372, Taf. 57, 6 und Raffles Taf. 19 (Java). Es gibt auch Schilde mit Figuren, aber ohne Hauer. Diese menschlichen Figuren heissen Hampatongs, Abbilder von Geistern, als Talismane fungirend. (S. auch bez. Hampatongs die Tafelabbildung in Not. Bat. Gen. XXVI, 4. 1888.) Nr. 1782 des Dresdener Museums ist z. B. ein Schild mit Figuren ohne Hauer und sowohl 1784, als auch 1785 tragen an der Innenseite Figuren ohne Hauer. — Nach Temminck, p. 405, ist Kambi ein Geist mit Riesengestalt und Hauern. Auf Java Yakschas (Riesen) und Râkschasas (Tempelwächter) mit Hauern.«

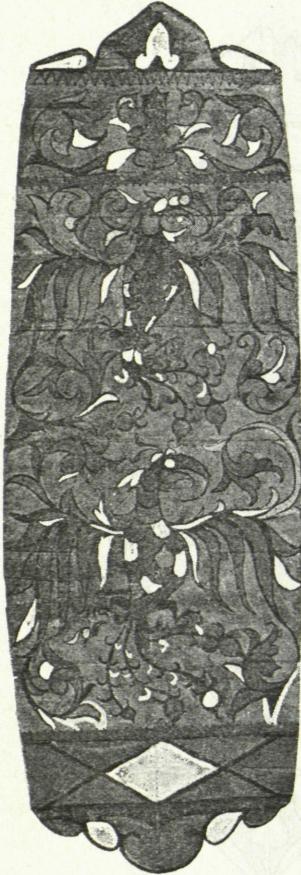


Fig. 49.

Dayakschild aus Kutai.

(v. De Wall.)

(Ethn. Mus. Amsterdam. Gez. v. C. M. Pleyte Wzn.) 1:17:0'39 Meter.
Vergl. Text, Seite 200, 235, 237.

Herr C. W. Lüders war so freundlich, Zeichnungen und Photographien von Dayakschilden zur Verfügung zu stellen, welche das ethnographische Museum in Hamburg besitzt; ich habe den sehr interessanten Schild, Fig. 46 nach einer dieser photographischen Aufnahmen gezeichnet. Die bezüglichlichen Stellen des Begleitschreibens lauten: »Von den sogenannten Drachenschilden (auf Borneo) haben wir zwei Stück. In China sind solche im Gebrauch gewesen, und bei den Japanern finden wir Aehnliches. Die breiten Schutzplatten bei den Rüstungen für die Arme und Beine zeigen oft Drachendarstellungen. Wir besitzen eine kostbare Rüstung (Nr. 1190) aus getriebenem Eisen, circa 150 Jahre alt, von dem berühmten Waffenschmiede Neczin, mit prachtvollen Drachendarstellungen auf den vier grossen, viereckigen Schutzplatten, die doch quasi Schilde ersetzen sollen.« Unter den Photographien befindet sich auch die Aufnahme eines sehr schönen Schildes von den Salomon-Inseln, Melanesien. (Ein ähnlicher Schild ist auch in der Wiener Sammlung. Vergl. Allg. Führer durch das k. k. naturh. Hofmuseum, Ethn. Samml., Saal XVI, W. 96.) »Wenn auf diesem die bildliche Darstellung auch gerade keinen Drachen zeigt, so ist es doch wohl ein Idol zum Schutze oder zum Schrecken. Die Arbeit ist sehr sauber und gediegen. Die Aussenseite deckt eine dicke Pasta, in welche mit kleinen, sauber geschliffenen Perlmutterstückchen die Darstellung der Figur und die sonstige Ausschmückung eingelegt ist.«

Herr J. D. E. Schmeltz, dessen gütiger Vermittlung ich die der Abhandlung in Fig. 25 bis Fig. 42 beigezeichneten, von Herrn Willem Tomassen nach der Natur aufgenommenen Schilde des Leidener Museums verdanke, schreibt hierüber (nach freundlicher Angabe der Provenienzen und Massverhältnisse): »Was das Ornament (der Dämonenschilder) und dessen Begründung betrifft, so glaube ich auch das Ornament der Schilde als einen Ausfluss des typischen Ornamentes jener Stämme auffassen zu sollen, und zwar als eine mehr oder minder variierte und stilisirte Form der menschlichen Gestalt, wie sie uns bei Gegenständen der verschiedensten Art von den Stämmen Borneos und den Toeradjas von Celebes entgegentritt. Welchen Ideen ein derartiges Ornament seinen Ursprung verdankt, ob in diesen Figuren vielleicht der Zweck einer Erregung von Furcht beim Feinde verborgen liegt, das sind noch völlig offene Fragen. . . .«

Nach einem liebenswürdigen, mit Zeichnungen nach den Objecten belegten Briefe des Herrn János v. Xántus besitzt das Museum in Budapest 17 Dayakschilde, welche derselbe während seiner Reisen und Kahnfahrten auf den Flüssen des Nordens und des Nordwestens von Borneo selbst gesammelt hat. Diese Schilde sind von Sakkarau-, Sarebus-, Simunyon-, Sadong-, und Redjang-Dayaks. Die Dämonenschilder, von welchen Herr J. v. Xántus Skizzen eingesendet hat, und die in allem Wesentlichen den in dieser Abhandlung vertretenen Typen entsprechen, würden von ihm sämmtlich, bis auf einen, der von den Sadong-Dayaks stammt, am oberen Rejangflusse erworben.

Herr v. Xántus hat die Ergebnisse seiner Forschungen und Beobachtungen in einer Abhandlung¹⁾ niedergelegt, woraus ich die Stellen, welche die Dayakschilde betreffen, in deutscher Uebersetzung hier anführe: »In der Kriegführung spielen diese Schilde eine grosse Rolle, wohl nicht am unteren Redjang, wo sie aus hartem, durch kräftige Paranghiebe leicht spaltbarem Holze verfertigt werden, umso mehr aber am Oberlauf dieses Flusses, wo man dieselben mit Hirsch- oder Bantangshaut bekleidet und mit starken Sehnen durchzieht;²⁾ diese Schilde, welche überdies aus einem weichen, faserigen, sehr

1) János v. Xántus, Borneo szigetén 1870-ben tett utazásomról. Földrajzi közlemények. Budapest 1880, VIII, p. 153—219.

2) In vielen Gegenden werden die Schildflächen am oberen und unteren Ende durch vier oder sechs Reihen kräftiger Rottanschnüre zusammengehalten; die dadurch gebildeten Streifen begrenzen das Mittelfeld, auf welchem sich das Dämonenbild befindet. Vergl. die Abbildungen.

schwer spaltbaren Holze gemacht werden, erlangen durch die Verschnürung eine derartige Festigkeit, dass sie den schwersten Paranghieben und den heftigsten Sumpitanstößen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermögen, insbesondere dadurch, weil das Zerspaltende derselben ganz ausgeschlossen ist.

Die interessanten und originellen Malereien werden durchaus mit Pflanzenfarben, die mit Cocosnussöl angerieben sind, ausgeführt und besitzen, da sie unverwaschbar sind, eine ebenso grosse Dauerhaftigkeit als andere Oelmalereien. Das schöne Roth wird aus Drachenblut, das Gelb aus Gambier, das Braun aus Gambier und Schwarz, das Schwarz aus gebrannten, unreifen Cocosnussschalen, das Weiss aus dem Saft von *Ficus religiosa* (gemischt mit etwas Arecanuss) verfertigt. Die Malerei an der Innenseite der Schilde ist immer frei und gut sichtbar, die äussere wird jedoch häufig mit Menschenhaaren behangen. Früher pflegte man nur die Haare getödteter Feinde — gleichsam als Siegestrophäen — an den Schilden anzubringen, jetzt werden aber auch die Haare solcher Menschen, welche eines natürlichen Todes gestorben sind, zu diesem Zwecke verwendet.«

Herr Staatsrath C. Steinhauer in Kopenhagen hatte die Güte, brieflich mitzutheilen, dass sich in dem dortigen ethnographischen Museum drei Dayakschilde mit hauerbewaffneten Fratzenköpfen befinden, die theilweise mit mehreren Reihen schwarzer Haarlocken decorirt sind, und bemerkt hiezu: »Im Brahmaismus stellen diese Köpfe, Masken und Götzenbilder Wischnu in seiner vierten Incarnation als Narasingha (Mensch-Löwe) dar, in welcher Form er — allgegenwärtig und demgemäss allwissend — das Gute unterstützt und belohnt, das Böse abwehrt oder bestraft, und so scheint er eben dadurch in dieser Incarnation seine höchste Macht und sein höchstes Ansehen erreicht zu haben. Frühzeitig mit mehreren anderen brahmanischen Götzen aufgenommen in das nach dem Tode Buddha's sich allmählig bildende, ziemlich weitläufige mythologische System des Buddhismus, finden wir ihn nicht allein in Vorderindien, sondern auch mit dieser Lehre von Ceylon nach Hinterindien gekommen, von wo er — wenn nicht früher, durch die eifrigen Bemühungen des mächtigen indischen Königs Asoka — auf Java, ferner auf Madura, Bali, Borneo, Selebes und — freilich unter theilweise etwas modificirter Form — weiter über Neu-Guinea, Neu-Seeland, Neu-Caledonien, die Sandwichs-Inseln u. s. w., sowie in China, Tibet und Japan Verbreitung findet.« Mons. E. Gui met schreibt aus Paris: »La question des boucliers est plutöt du domaine de l'Ethnographie que de celui des religions. Les têtes de tigres, les figures à gros yeux et à longues dents sont de toutes les civilisations. A Java il y a une sorte de démon qu'on représente fréquemment même sur les poignées de sabres et qui a ces traits caractéristiques. Il serait plutöt d'origine indienne que chinoise.«

Auf den Dayakschilden kommen sowohl im Mittelfelde als auch insbesondere an den dreieckigen Endflächen Dämonenköpfe ohne Körper vor; es ist nicht unmöglich, dass diese typische Körperlosigkeit auf jene religiösen Vorstellungen der Dayaks zurückzuführen ist, wonach gewisse Götter blos in der Form freischwebender Köpfe erscheinen.¹⁾ Inwieweit diese Vorstellungen eine Vergleichung mit dem Glauben der Inder und Kambodschaner an den körperlosen Rāhu²⁾ zulassen, und inwieweit sich hier verwandte Ideen

1) »Man glaubt, Menschen flögen als ‚Hantuën‘, d. h. mit vom Rumpf getrenntem Kopfe und die Eingeweide hinter sich schleppend, Nachts umher, um ihren Opfern das Blut auszusaugen.« Hendrich's Bootreisen auf dem Katingan in Süd-Borneo. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena, Bd. VI, 1888, p. 103.

2) **राहु** mac. N. ppr. eines Daitya, dessen Kopf von Vishnu abgehauen ward, aber lebendig blieb und am Himmel umherirrend durch Verschlingen der Sonne und des Mondes deren Eklipsen bewirkt. Sanskrit-Wörterbuch v. Benfey, Artikel Rāhu. Eine Abbildung des Kambodschan. Reahu in Revue d'Ethnogr. 1883, II. 360.

berühren, die vielleicht einmal einer gemeinsamen Quelle entsprungen, kann an dieser Stelle nicht näher untersucht werden.

Ich will nun daran gehen, die in dieser Schrift abgebildeten Dayakschilde der Reihe nach zu beschreiben, Besonderheiten hervorzuheben, verwandte Bildungen herauszugreifen:

Fig. 20. Sehr schöner Dämonenschild von klarer, übersichtlicher Zeichnung, aus dem Berliner Völkermuseum. (Tyszka.) Dämon in ganzer Figur, mit gegen die Brust emporgehobenen Beinen, welche in der Gegend des Ellenbogengelenkes über die Arme gelegt sind und von diesen gleichsam getragen werden; Finger und Zehen einzeln gegliedert; Ohren, in einer Horizontalen zu beiden Seiten der Augen, von typischer Form, oberhalb derselben zwei Eckfüllungen in der Gestalt von Vogelköpfen (Tingangs). Zwischen denselben zwei Hörner, die sich in einer Spitze über dem Scheitel vereinen; gewaltige Hauer. In den Dreieckfüllungen oben und unten je ein Dämonengesicht mit Hauern, Elemente dieselben wie beim Mittelbilde, Nasenlöcher jedoch fehlend; zu beiden Seiten von Vogelköpfen flankiert. In den länglichen Rechtecken je ein flachgedrückter, in eingehängte Spiralen aufgelöster Kopf; fast unkenntlich.

Fig. 21. Rückseite dieses Schildes. Im Mittelfelde zwei nebeneinanderstehende menschliche (?) Figuren; Ellenbogengelenke wie in der Vorderansicht ornamental erweitert, Finger und Zehen einzeln gegliedert; Ohren, Ohrfläppchen und Ohrbehänge typisch wie in der Vorderansicht, aus dem Scheitel hervorstehend ein horizontal gelagertes Zopfgewinde — in der Art der griechischen Torengeflechte aus tangirenden Kreisringen gebildet — typisch; längliche Rechtecke wie in der Vorderansicht; in den Dreieckfüllungen oben und unten ein fast ganz zum Ornamente umgebildetes Dämonengesicht, durch Hauer charakterisiert.

Fig. 22. Schild aus Sarawak. Berlin. (Bieber.) Mittelfeld mit gehörntem Dämon, reichgezählter Mund mit kleinen Hauern; vom Körper nur die Arme sichtbar, woran die Hände mit dem eingerollten Daumen und dem abgebogenen Zeigefinger typisch sind.

Fig. 23. Rückseite. Spiralengänge, die in Bezug auf das natürliche Vorbild nicht mehr mit Sicherheit enträthelt werden können; das Gleiche gilt von den Dreieckfüllungen der Vorderansicht und der Rückseite. Auf beiden Seiten Kreise mit concentrischen Punktreihen, ein in Indien gebräuchliches Symbol für Linga und Yoni oder für Mahādewa.¹⁾

Fig. 24. Schild aus Borneo. Berlin. (Kessel.) Mittelfeld mit gehörntem Dämon; körperlos, mit Hauern. Dreieckfüllungen mit gehörntem Gesichte, Ohrfläppchen geschlitzt, Nase fehlend.

Fig. 25. Schild aus Südost-Borneo. Leiden. Gehörnter Dämon im Mittelfelde, ähnlich wie in Fig. 22, mit doppelt gekrümmten, rundlichen Hauern; die oberen derselben in der Mitte der Pupille endigend (typisch). Nasenflügel eingerollt wie in Fig. 22; ebenso die Bildung der Arme und Hände — Daumen eingerollt, Zeigefinger ausgebogen — mit dem Berliner Sarawakschilde verwandt. In der Mitte unter dem Munde das chinesische Yin- und Yang-Symbol (vergl. den chinesischen Drachen in Fig. 4). Dreieckfüllungen ornamentirt mit denselben Elementen wie in Fig. 22 und 23.

Fig. 26. Schild aus Kutai. Leiden. (S. W. Tromp.) Mit Haaren besetzt. Drei Dämonengesichter mit spitzen, nach auswärts gebogenen Hauern, ähnlich wie am Berliner Schilde in Fig. 20. In Folge des Haarschmuckes von unheimlicher Wirkung.

Fig. 27. Rückseite dieses Schildes; analog dem von Berlin (Fig. 21); Hände an die Schläfen gepresst (typisch), ohne Finger, in der Armbeuge die herabhängenden Ohrfläppchen

¹⁾ Vergl. die hierauf bezüglichen Publicationen von Rivett-Carnac (s. p. 264, Anm. 1).

(typisch); Ellenbogen, Zopf mit Torengflecht, Dreieckfüllungen (hier ohne Hauer) und Rechteckdecor aus denselben Elementen gebildet wie in Fig. 21. Eingehängte Spiralen. Die zehenlosen Füße in plumper Weise ornamental stilisirt. Ueber dem Torengflecht eine dem griechischen Eierstabe ähnliche Reihung.

Fig. 28. Schild aus Kutai. Leiden. (S. W. Tromp.) Gehörnter, glotzügiger Dämon mit Hauern und Armen. Nase fehlend. Daumen typisch eingerollt, Zeigefinger in die Gesichtsmasse eingebogen und mit dieser verwachsen, Dreieckfüllungen mit Spiralornamenten.

Fig. 29. Rückseite dieses Schildes. Spiralornamente ohne nachweisbar naturalistische Anklänge. Eingehängte Spiralen (typisch).

Fig. 30. Schild aus Südost-Borneo. Leiden. Plump stilisirter, gehörnter Dämonenkopf mit Hauern und Armen; für die Bildung der Nase vergleiche den chinesischen Drachen in Fig. 6. Dreieckfüllungen ornamentirt wie Fig. 22, 23, 25.

Fig. 31. Schild der Kayans. Leiden. (v. Lansberge.) Gehörnter Dämon mit Teufelsgesicht. An Stelle der Nase blos zwei kreisrunde Nasenlöcher. Spitze, nach auswärts gebogene Hauer, Dreieckfüllungen fehlen.

Fig. 32. To ri adja-Schild aus Selebes. Leiden. (Matthes.) Gehörnter Dämon mit Hauern und über die Arme gelegten Beinen wie in Fig. 20, jedoch durch Haarbüschelreihen theilweise verdeckt, daher in der Totalwirkung wie Fig. 26; Ellenbogengelenke in der typischen Weise erweitert; Arme und Beine mit Wellenliniendecor (siehe den Abschnitt über die technischen Künste, Schnitzereien und Ritzungen). Dreieckfüllungen wie in Fig. 20.

Fig. 33. Rückseite dieses Schildes. In allen wesentlichen Punkten mit Fig. 21 und 27 übereinstimmend. Hände gegen den Kopf gehoben, jedoch nicht angepresst, 3—4 Finger. Torengflecht. Ellenbogenfortsatz. Seltsam stilisirte Füße. In den Dreieckfüllungen je ein Dämonengesicht mit Hauern, kreisrunden Nasenlöchern und zur Hälfte abgeschnittenen Augen. Im untern Dreieck nur ein halbirtes Auge. Vorder- und Rückseite dieses Schildes zeigen weder in der Auffassung noch in den Details des Decors eine Verschiedenheit von den Dayakschilden und machen auf den unbefangenen Ornamentisten den Eindruck, als wären sie Arbeiten eines und desselben Volkes.

Fig. 34. To ri adja-Schild aus Selebes. Leiden. (Matthes.) Mittelfeld mit Dämonenkopf, durch Haarbesez theilweise verdeckt. Mächtige Hauer. Aeussere Augenkreise gegen die Mittellinie des Gesichtes oben und unten typisch abgebogen und sich in Spitzen unter der Stirne und über der Nase vereinigend (vergl. Fig. 32); Dämonenköpfe in den Dreieckfeldern von etwas abweichender Bildung, ohne Hauer.

Fig. 35. Rückseite dieses Schildes. Zwei Reihen nach abwärts laufender, in der Mittellinie zusammentreffender Wellenornamente.

Fig. 36. To ri adja-Schild aus Selebes. Leiden. (Matthes.) Im Mittelfelde ein Dämonengesicht mit Hauern und achttheiliger Pupille; beide Angesichtshälften an der Mittellinie verkehrt zu einander gestellt; diese Einrichtung bewirkt es, dass der Schild, dessen beide Flächen von der Symmetralen nach rückwärts geneigt sind, infolge der dadurch bedingten perspectivischen Verschiebung immer — von einer Seite betrachtet — einen aufrecht erscheinenden Dämon zeigt, ob der Schild nun mit der einen oder mit der andren Spitze nach oben gerichtet werde. Offenbar hat eine ähnliche Erwägung diesen an sich unkünstlerischen Brauch nach sich gezogen. Dreieckfüllungen typisch wie in Fig. 22, 23, 25, 30. In den durch die Verschnürung abgegrenzten Rechteckfeldern an einer Stelle drei vierblättrige Blumen, ähnlich jenen in dem Battaornament Fig. 65.

Fig. 37. Kenya-Schild aus Kutai. Leiden. (S. W. Tromp.) Im Mittelfelde ein gehörnter Dämon mit spitzen, nach auswärts gebogenen Hauern; Nasenflügel eingerollt wie in Fig. 2, 3, 4, 6, 11, 12, 16. Dreieckfüllung typisch wie in Fig. 36.

Fig. 38. Rückseite dieses Schildes. Im Mittelfelde eine quergestellte menschliche (?) Figur mit durchbohrten Ohrläppchen, auseinandergespreizten Beinen und erhobenen Armen. Daumen eingerollt, Zeigefinger abgebogen, Finger und Zehen im Uebrigen wie Polypenarme ausgereckt. Die Nase fehlt. Quer durch den Thorax die Handhabe. Dreieckfüllung analog jenen der Vorderseite.

Fig. 39. Schild aus Südost-Borneo. Leiden. Im Wesentlichen ganz übereinstimmend mit dem To ri adja-Schilde in Fig. 36, jedoch mit Armen.

Fig. 40. Rückseite dieses Schildes. Spiralenornament zu beiden Seiten der Handhabe. Dreieckfüllungen wie auf der Vorderseite, typisch wie in Fig. 36.

Fig. 41. Schild aus Südost-Borneo. Leiden. Im Mittelfelde ein zur Hälfte doppelseitiges Dämonengesicht; doch sind nur drei Augen ausgeführt; das vierte Auge fehlt, und ist statt desselben ein ornamentales Liniengebilde gesetzt, in welchem nach einigem Bemühen Rudimente von Arm und Bein, von Hand und Fuss entdeckt werden können. Diese Form bildet den Uebergang zu den halbseitigen Schilden.

Fig. 42. Rückseite dieses Schildes. Typische Dreieckfüllung wie an der Vorderseite. Vergl. Fig. 22, 23, 25, 30, 36, 37, 38, 39, 40.

Fig. 46. Schild aus Südost-Borneo. Hamburg. (Grabowsky.) Dämon mit Armen und Händen (Daumen eingerollt, Zeigefinger abgebogen), verkehrt zu einander gestellte Gesichtshälften wie in Fig. 36 und 39; der hauerbesetzte Mund in einer einzigen Geraden.

Fig. 47. Dayakschild von einem Häuptling Südost-Borneos. Rotterdam. (Dr. E. v. Rückevorsel.) Nach einer Zeichnung von A. Werumeus Buning. Acht Rottanbänder; in der Mitte zwischen den innersten ein Dämonengesicht mit Zähnen und stumpfen Hauern; die unteren nicht nach auswärts gebogen, sondern nach innen gekrümmt. Augen von einer Punktreihe umgeben (Wimpern?), Ohren nur skizzenhaft angedeutet, nicht von der gewöhnlichen typischen Form; Stirnfalten, Hörner, Körper ganz in ein Ornament aufgelöst; eingehängte Spiralen.

Fig. 48. Dayakischer Dämonenschild. Jena. Nach einer Zeichnung von Dr. F. Regel. Glotzaugen, Nase typisch eingerollt, Hauer kurz, die unteren nach innen gebogen; der obere und untere Theil des Schildes mit spiralförmigen Ornamenten bedeckt.

Fig. 49. Dayakschild aus Kutai. Amsterdam. (v. Dewall.) Nach einer in Naturgröße aufgenommenen Zeichnung von C. M. Pleyte Wzn. Im Mittelfelde, wo sonst das Dämonengesicht zu stehen pflegt, sieht man zwei Vögel (tingangs) mit ausgebreiteten Schwingen und zur Seite geneigtem Kopfe fast genau in derselben Stellung, wie sie für die heraldischen oder decorativen Zwecken dienenden Adlerfiguren des deutschen Mittelalters charakteristisch ist;¹⁾ auf der rechten Schildhälfte unter den Schwingenfedern des oberen Vogels freischwebend eine Art Swastikazeichen mit gekrümmten Armen, die äussersten Schwingenfedern nach oben und nach unten an beiden Vögeln in ein Ornament auslaufend, welches ganz so wie das Füllungsornament in dem oberen, durch die Verschnürung abgetrennten Rechtecke auf das Genaueste jenen Verzierungen gleicht, die man auf altmalayischen Stickereien und Applicationsarbeiten antrifft. Das correspondirende Oblongum zeigt ein einfaches Rhombenornament. Das obere Dreiecksfeld mit einem verkümmerten, arabisirenden Decor; das untere amorph. Farben weiss, gelb, roth, blau und schwarz. Der Tingangvogel vertritt die

¹⁾ Vergl. die romanischen, gothisirenden und Renaissance-Adler in Franz Sales Meyer's Handbuch der Ornamentik. Leipzig 1888, Tafel 53.

Stelle des schützenden Genius in derselben Weise wie auf den gebräuchlicheren Schilden die Darstellung des Dämons. Herr C. M. Pleyte Wzn. schreibt über die Verehrung, welche der Tingang (bei den Holländern »jaarvogel«) als Glücksvogel bei den Dayaks genießt: » . . . les Biadjous, tribu de Dayaks, ornent le faite de leurs maisons de représentations en bois de l'oiseau-rhinocéros (Buceros-rhinoceros), parce qu'ils le considèrent comme portant bonheur. (S. Müller.¹) . . . Le Dayaks, en général, quand ils ont enlevé une tête, ont la coutume de placer sur un poteau un bucéros en bois dont le bec *est dirigé vers la tribu ennemie*. Cela semble indiquer que dans leur idée l'oiseau ainsi placé détournera du village les représailles auxquelles on s'attend.²)

Fig. 2. Schild aus Bandjermasin. Wien. (Harmsen.) Im Mittelfelde ein doppelseitiges Dämonengesicht; der Mund mit den gewaltigen bis zum Pupillenmittelpunkte reichenden Hauern (vergl. Fig. 25 und 41) ist beiden Köpfen gemeinschaftlich, oben und unten je zwei grosse, durch fünf concentrische Kreise gebildete Augen, Nasenbildung wie beim chinesischen Drachen in Fig. 6. Dreieckfüllungen typisch. Der Schild, in der Mitte quergetheilt, zerfällt in zwei fast congruente Hälften. Diese Anordnung verstattet das beliebige Tragen des Schildes, da in jedem Falle ein Dämonengesicht aufrecht steht.

Fig. 3. Mittelfeld der Rückseite dieses Schildes. Menschliche (?) Figur mit auseinander gespreizten Beinen und emporgehobenen Armen. Finger und Zehen ornamental behandelt (typisch); geschlitzte herabhängende Ohrlappen; am Hand- und Fussgelenk Tätowirungspaternen (vergl. Fig. 38).

Fig. 45. Dämonenschild, offenbar dayakisch. Wien. Dämon in ganzer Figur mit den charakteristischen Ohren, Augenrändern, Hauern; Hand- und Fussbildung typisch, die eine Hand mit der Gesichtsmasse verwachsen.

Tafel 9, Nr. 1. Schild vom Kapuas. Wien. Oben und unten ein gehörntes, mit der Oberlippencurve endigendes Dämonengesicht; beide mit den Hörnern in der horizontalen Mittellinie des Schildes zusammenstossend; in diesem Mittelraume viermal das chinesische Yin- und Yang-Symbol. Der Schild kann beliebig getragen werden, da immer ein Dämonengesicht aufrecht steht.

Tafel 9, Nr. 3. Schild vom Kapuas. Wien. Im Mittelfelde zwei combinirte Dämonenköpfe; die Augen in der horizontalen Mittellinie gemeinschaftlich; oben und unten je ein in die Breite gezogener Mund. In der Dreieckfüllung oben und unten je eine ornamental verzerrte Dämonenfratze.

Tafel 10, Nr. 6. Schild vom Kapuas. Wien. Reich ornamentirt. In jedem der drei Felder ein Dämon von typischer Gestaltung. Augen, Ohren, Hauer, Augenbegrenzung, Nase, eingehängte Spiralen wie in Fig. 20, 26, 32, 34.

Tafel 10, Nr. 10. Schild vom Kapuas. Wien. Reich ornamentirt. Das schönste Exemplar, das mir bekannt geworden ist. Das Original dicht mit Haaren behangen, die ich

¹) »In vele dorpen ziet men verschillende lijk- en knekelhuisjes, Santong rauoen en Santong toelang genaamd, alsmede zware, op zichzelve staande palen met wanstaltige menschelijke aangezigten en somtijds met geheele menschenbeelden, welke in het algemeen met den naam Hampatong bestempeld werden. Andere palen weder, onder den naam van Singaran of Panjangan bekend, zijn, aan het boveinde, van een grooten, aarden pot (sitoen of goetij) en, boven dezen, met een breed en hoog, waaijervormigen kam van latwerk voorzien; terwijl op de nokken der huizen niet zelden houten vogels prijken, inzonderheid neushoornvogels, bij de Bejadjoë's Tingang genaamd (de Tingang wordt als een invloedrijke geluksvogel beschouwd), en ook binnen de woningen allerlei afgodische en tot talisman strekkende voorwerpen van hout, steen, been enz. gevonden worden.« Salomon Müller, Land- en volkenkunde (in Verhandelingen over de nat. geschiedenis der Nederlandsch overzeesche bezittingen, Leiden 1839—1844), p. 401, 402.

²) C. M. Pleyte Wzn., »Pratiques et croyances relatives au Bucéros dans l'Archipel Indien« in Revue d'Ethnographie 1885, IV, p. 314.

jedoch durch reihenweises Aufheben von der Malerei entfernte, um eine genaue Zeichnung anfertigen zu können. In jedem der drei Felder ein Dämon von typischer Gestaltung. Die Contouren klar, einfach, von edlem Schwunge. Augen, Ohren, Hauer, Augenumgrenzung, Nase, eingehängte Spiralen wie an dem vorhergehenden Beispiel. Beine emporgezogen und über die Arme gelegt wie in Fig. 20 und 32. Ellenbogenfortsatz mit dem Beckengürtel ornamental verwachsen. Hände mit eingebogenen Fingern; Füße auf dreitheilige Schemel gestellt; eine Zehe ornamental verlängert und durch den Unterschenkel gesteckt.

Tafel 10, Nr. 8. Rückseite dieses Schildes. Im Mittelfelde zwei nebeneinanderstehende menschliche Figuren; Ellenbogenfortsätze mit eingehängten Spiralen; durch den Thorax ein ornamentales Gebilde eingeschoben; herunterhängende, geschlitzte Ohrlappen, Torengeflecht, Eierstab; Zehen durch die perforirten Unterschenkel geführt; Füße auf Schemeln ruhend; in den länglichen Rechtecken je ein ornamentales Gebilde, welches einem Vogel mit ausgebreiteten Schwingen gleicht; in den Dreieckfeldern je ein bis zur Unkenntlichkeit stilisirtes Dämonengesicht.

Tafel 10, Nr. 7, Dämonenkopf von einem Schilde; blos zwei nach aufwärts gerichtete Hauer.

Tafel 10, Nr. 9, Dreieckfüllung von einem Schilde; Ornament mit Anklängen an chinesische Muster.

Fig. 17. Mit Fratzenkopf verzierter Schild, »käs« aus Kerräma (Freshwater-Bai) auf Neu-Guinea. (O. Finsch.) Wien. Augenbildung aus concentrischen Kreisen, Augenumgrenzung in Spitzen auslaufend wie bei den Dayaks; diese Spitzen jedoch nicht in der Nasengegend zusammengeschlossen, sondern über das ganze Gesicht herabreichend. Im Allgemeinen wenig Aehnlichkeit mit der dayakischen Auffassung. Handbildung analog der Tatzendarstellung auf dem chinesischen Infanterieschild in Fig. 44.

Fig. 19. Schild mit Dämonenkopf von Nias. (Cerutti.) Wien. Zweigehörnter Dämon, auf dem Lederüberzug des Schildes dargestellt (ähnlich wie bei einzelnen Dayakstämmen und wie bei den Chinesen); unvollendet. Der Mund steht in der horizontalen Mittellinie des Schildes; von da geht eine ornamental ausgebildete Wangencontour nach aufwärts und eine zweite, congruent zur oberen, nach abwärts. Im unteren Theile fehlen jedoch die übrigen Angesichtstheile (Augen, Nase), welche den Schild, bei beiden Hälften gemeinsamem Munde, zu einem zweitheiligen mit horizontaler Symmetrieaxe gemacht hätten. Vergl. die Dayakschilde in Fig. 2, Fig. 41 und Tafel 9, Nr. 3.

Die in dieser Abhandlung dargestellten Dämonenschilde der Dayaks und To ri adjas lassen sich eintheilen in solche, welche im Mittelfelde eine ganze Dämonenfigur mit über die Arme gelegten Beinen enthalten (Fig. 20, 32, Tafel 10, Nr. 10), in solche, wo Arme und Beine frei sind (Fig. 45), in solche, wo vom Körper nur die Arme dargestellt sind (Fig. 22, 25, 28, 30), in solche, wo der Körper in ein Ornamentgewinde aufgelöst erscheint (Fig. 34, 37, 47, 48, Tafel 10, Nr. 6), in solche, die blos einen Dämonenkopf enthalten (Fig. 24, 26, 31), in zweitheilige nach einer horizontalen Mittellinie (Fig. 2, Tafel 9, Nr. 1 und 3), in zweitheilige nach einer verticalen Mittellinie (Fig. 36, 39, 46), beide Systeme combinirt (Fig. 41). — Die Dreieckfüllungen enthalten entweder ein Dämonengesicht (Fig. 20, 21, 24, 26, 27, 32, 33, 34, Tafel 9, Nr. 3, Tafel 10, Nr. 6, 8, 10) oder häufig auch ein typisches Ornament (Fig. 2, 22, 23, 25, 28, 29, 30, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 45). Die Rückseite zeigt nicht selten zwei neben der Handhabe stehende menschliche Figuren (Fig. 21, 27, 33, Tafel 10, Nr. 8), eine einzelstehende Figur mit gespreizten Beinen und emporgehobenen Armen (Fig. 3, 38), oder auch nur eine ornamentale Füllung (Fig. 23, 29, 35, 40, 42). Ein Schild enthält statt des Dämonengesichtes zwei Tingangvögel (Fig. 49).

Die Farben sind zumeist Braun, Roth und Schwarz; selten tritt Weiss, Gelb und Blau hinzu. Die Contouren sind durch Einritzung vorgezeichnet, die Augenkreise exact, vermuthlich mittelst einer Schnur dargestellt. Zwischen Dayak- und To ri adja-Schilden habe ich Unterschiede in Auffassung oder Ausführung nicht wahrnehmen können. Die Hauer sind ähnlich jenen der balinesischen Raksásas, doch kommen Dämonenköpfe mit Hauern in Ostasien auch sonst sehr häufig vor. (Vergl. Rajamala und Malang Sumérang in *Plates to Sir Thomas Stamford Raffles »History of Java«*, London 1844, Tafel 19, I und IV; A. B. Meyer, *Alterthümer aus dem ostindischen Archipel etc. »Bronze aus Cambodja«*, Tafel VIII; das in dieser Abhandlung in Fig. 18 dargestellte gehörnte und mit Hauern bewehrte Dämonengesicht aus China u. s. w.)

Wenn sonach die Resultate der ganzen hier durchgeführten Untersuchungen in Kürze recapitulirt werden, so ergibt sich Folgendes:

1. Die Schilddämonen sind offenbar als Schutzgeister der Waffenträger gedacht.
2. Die Chinesen haben Dämonenschilde (Tigerschilde, Drachenschilde) in grosser Anzahl besessen und kamen dieselben nicht nur hervorragenden Helden, sondern auch als integrirende Bestandtheile der Feldausrüstung jedem einzelnen Soldaten der ganzen Armee zu.
3. Chinesen befanden sich stets in bedeutender Anzahl auf Borneo; man spricht sogar von einem chinesischen Reiche, das im Norden der Insel bestanden haben soll. — Da nicht angenommen werden kann, dass Eindringlinge in grosser Zahl ein fremdes Land, das den Sitz einer wehrhaften Bevölkerung bildet, unbewaffnet betreten, und da die Chinesen auch als Eroberer an verschiedenen Punkten Borneos erschienen, so kann nicht angezweifelt werden, dass chinesische Dämonenschilde im Laufe früherer Jahrhunderte nach Borneo gebracht wurden, und dass viele Dayakstämme dieselben genau kennen zu lernen Gelegenheit hatten.
4. Die Schildmalereien der Dayaks enthalten einzelne Symbole und Ornamentmotive, welche unmittelbar chinesischen Ursprung verrathen. (Yin- und Yang-Symbol.)
5. Dämonenfratzen sind in China, Japan, Indien und im ostindischen Archipel ganz allgemein. Die dayakischen Dämonenbilder sind daher keine vereinzelte Erscheinung.
6. Die für die balinesischen Raksásas charakteristischen, stark entwickelten Hauer lassen einen berechtigten Schluss auf eine Vorbildlichkeit derselben für die Dayakschilde nicht zu, da chinesische Masken mit Hauern sehr häufig sind, und da auch die Tigermaskenschilde der chinesischen Armee dieselbe Erscheinung aufweisen.
7. Obzwar ein aufmerksames Studium der dayakischen Schildmalereien viele Details erkennen lässt, die auf China zurückweisen, und wenn auch angenommen werden kann, dass die chinesischen Tiger- und Drachenschilde den dayakischen Schilddämonen in vorbildlicher Weise vorhergingen, so sind doch die Dayakschilde keine Copien, sondern selbst wenn ursprünglich von aussen beeinflusst, doch in ihrer eigenartig bizarren Ausgestaltung durchaus von dayakischem Kunstgeiste erfüllt.

Technische Künste.

Die eigentliche Stärke und Bedeutung der artistischen Hervorbringungen der Dayaks liegt in der verhältnissmässig hohen Entwicklung, welche bei ihnen die decorativen und die sogenannten Kleinkünste bereits erreicht haben. Der Kunsttrieb der Orientalen, seiner Natur nach der Bethätigung in der »hohen Kunst« weniger zugeneigt, sucht sich vor Allem darin Genüge zu leisten, die Gegenstände des täglichen Gebrauches nach den Eingebungen einer subjectiven Aesthetik künstlerisch zu adeln und die vielerlei Raumtheile und Flächenelemente, welche die Bedarfsartikel des Lebens der schmückenden Hand darbieten, verzierungsfreudigen Sinnes mit Ornamenten aller Art zu überspinnen und schönheitsvoll zu umkleiden. Was nach diesem Betracht im Allgemeinen für die Völker des Orients gilt, kann auch im Besonderen auf die Dayaks seine Anwendung finden. Eine Musterung der in den öffentlichen Museen ausgestellten ethnographischen Objecte aus Borneo wird ebenso wie eine auch nur flüchtige Durchsicht der am Schlusse dieser Abhandlung beigehefteten Tafeln den überzeugenden Beweis zu liefern vermögen, dass man es hier mit einem Volke zu thun hat, dem durch anhaltende Uebung und traditionelle Vererbung das schmückende Auszieren von Flächen theilen jeglicher Form und Beschaffenheit bereits zur mühelosen Gewohnheit geworden ist, und dass die Fülle und Originalität der diesem Volke zur Verfügung stehenden Verzierungsmotive den Vergleich mit den einschlägigen Leistungen selbst höherer Culturperioden nicht zu scheuen haben. Da in jeder noch ursprünglichen Kunst die Decoration selbstverständlich vor Allem durch die Stoffangemessenheit dictirt ist, so wird es bei eingehenderer Würdigung der dayakischen Kleinkünste nöthig sein, die Ornamente nach Stoffen und Kunsttechniken zu gliedern in Ornamente der Textilarbeiten, der Holzarbeiten, der Horn- und Beinarbeiten, der Metallotechnik und der Töpferei oder nach technologischem Gesichtspunkte in gewebte, geflochtene, geschnitzte, geschnittene, gepresste, gravirte, gemeisselte, geformte und gemalte Ornamente. Es muss gleich hier vorausgeschickt werden, was der Verlauf der Beobachtungen im Detail noch bestätigen wird, dass die Dayaks durch ein reges künstlerisches Gewissen und durch ein offenbar sehr empfindliches Stilgefühl stets davon abgehalten worden sind, die Ornamentformen dieser streng von einander gesonderten Gruppen mit einander zu vermengen, und die Typen haben einen so klar ausgesprochenen Charakter, ihre Verwendung ist eine so absolut geregelte, dass sich bei jeder Form auch mit Bestimmtheit im Voraus sagen lässt, in welchem Stoffe und in welcher Art sie ausgeführt worden sein musste — eine Eigenart indess, welche den Kunstleistungen fast aller Naturvölker gemeinsam ist. Verstösse gegen die »Materialrichtigkeit« kommen nur bei den Culturvölkern vor.

A) Textilarbeiten.

I. Gewebe. Die Gruppe der Textilproducte, welche Gewebe und Geflechte umfasst, weist die einfachsten, in strengster Regelmässigkeit gegliederten Formen auf. Die Ornamente, welche an Objecten der Webekunst gefunden werden können, sind, sofern sie aus der Textiltechnik selbst hervorgegangen sind, das heisst sofern sie nicht durch Malerei oder durch einen der Malerei entsprechenden Färbeprocess erzeugt wurden, ausnahmslos geometrischer Art. Hieher gehören auf Tafel 1 Nr. 1, 3, 12, 13, 15, 16, 17, auf Tafel 2 Nr. 2, 6, 11, 12, 14, 17, 18 und auf Tafel 3 Nr. 3 und 4. Die einzelnen, bei der Herstellung eines Gewebes in Borneo üblichen Prozesse sind folgende: Die

Baumwolle wird an den auf der Insel wild wachsenden Stauden gesammelt, aus der Fruchtkapsel genommen und vermittelst des »pemigi«, des Baumwollreinigers, von den Fruchtkörnern befreit und zum Spinnen tauglich gemacht. Die zwischen den Walzen des »pemigi« präparirte Wolle wird sodann auf dem Spinnrade »gassian« zu Garn verarbeitet und die so gewonnenen Baumwollfäden entweder zur Anfertigung farbloser Gewebe verwendet, oder vor dem Weben noch einem mehr oder weniger langwierigen Färbeprocess unterzogen, wozu sie auf einem Spannrahmen dicht nebeneinander aufgereiht werden müssen. Dieses letztere Verfahren tritt jedoch nur bei jenen bunten Sarong-, Puakumbo- und Badjugeweben auf, welche in der ganzen Ausdehnung des Stoffes ornamentirt sind. Bei diesen wird das Ornament vor dem Beginne des Webens durch Farbe auf den Kettenfäden dargestellt und die ausgebreitete Kette enthält, sowie sie auf den Webstuhl aufgezogen wird, allein schon die ganze Verzierung. Da aber die Zeichnung des Ornamentes vermittelst der in Ostasien nicht ungebrauchlichen Unterknüpfung hergestellt wird, so ist das Verfahren ein überaus langwieriges, und es kann vorkommen, dass die Herstellung eines für ein einziges Kleidungsstück gerade hinreichenden Gewebes einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren erfordert. Der Spannrahmen »tangga« ist ein aus zwei Längsstäben, in welche vier Querstäbe eingepasst sind, bestehendes leiterförmiges Gerüst aus Holz oder Bambu, an dessen oberem und unterem Ende vier freibewegliche Rottanringe mit Baumbastschleifen angebracht sind. Soll nun ein Gewebe nach dem Muster einer beabsichtigten Ornamentation hergestellt werden, so spannt man zunächst die gesponnenen, von Natur gelblichen Baumwollfäden auf einen provisorischen Rahmen von der Länge des anzufertigenden Gewebes, worauf nach beendigter Spannung die Querstäbe sammt den an denselben befestigten Fäden aus diesem Interimsrahmen herausgenommen und vermittelst der Baumbastschleifen, die man durch Eindrehen kleiner Querhölzer spannen kann, auf die grosse »tangga« aufgezogen werden. Das seitliche Verschieben der Ringe gestattet, die Fäden in dichten oder lockeren Reihen nebeneinander anzuordnen, indem man der ganzen straff gespannten Masse der Kettenfäden eine grössere oder geringere Breite gibt. Es erfolgt sodann das Knüpfen »ikat«, eine unverhältnissmässig mühsame und zeitraubende Procedur, welche den Zweck hat, diejenigen Theile der Fadenkette, welche nach der hervorzurufenden Ornamentation von der Farbe nicht imprägnirt werden sollen, durch Bedecken und Umhüllen vor der Berührung mit dieser Farbe zu schützen, eine Methode, die, wie bereits erwähnt, in verschiedenen Theilen Ostasiens im Gebrauche steht und die in dem Systeme der Beträufelung des zu färbenden Stoffes mit flüssigem Wachs, welches uns in den javanischen Batiken begegnet, ein Analogon findet.¹⁾ Die mit den

¹⁾ In Japan erfolgt das Färben des Narumi-shibori in ähnlicher Weise wie das von Kanoko, Kanoko-shibori oder Kanoko-sha-chirimen (shibori = gebunden, geknüpft; kanoko = gefleckt wie ein junger Hirsch): »Zwei Bahnen einer sehr leichten Kreppseide aus der Provinz Tango werden, wie sie vom Webstuhl kommen, mittelst Fu-nori (Algenkleister) gesteift und aufeinander geklebt. Nach dem Trocknen zeichnet man das Muster, gewöhnlich ein Netz gerader, rechtwinklig sich schneidender Linien, darauf und reibt dann den Stoff mit den Händen gründlich durch, um ihn wieder weich und geschmeidig zu machen. Ist dies geschehen, so folgt das Unterbinden desselben. Hierbei bedient man sich gewöhnlich eines Stativs, an welchem ein zugespitzter Messinghaken befestigt ist. An diesen wird das Gewebe bei jeder Durchschnitsstelle zweier Linien der Zeichnung der Reihe nach angehakt und etwas emporgezogen, sodann mit einem Hanffaden in mehreren Windungen fest unterbunden. Dieses Kanoko-chirimen-Knüpfen ist eine zeitraubende, wenig lohnende Arbeit, welche gewöhnlich alten Frauen und Kindern zufällt. Ist das Unterbinden beendet, so folgt das Baden, Färben, Trocknen und Strecken des stark zusammengeschrumpften Stoffes. Hierbei lösen sich die Bindfäden auf und werden mit den Händen entfernt. Die unterbundenen Stellen liefern das weisse Muster auf dem türkischrothen, pfirsichblüthfarbigen oder violetten Grunde.« J. J. Rein, Japan. Leipzig 1886, Bd. II, p. 450 und 458, 459.

Vorarbeiten zur Anfertigung eines Gewebes beschäftigte Dayakfrau — Personen männlichen Geschlechtes befassen sich nicht mit Weberei — benützt zum »ikat« eine bestimmte Gattung schmiegsamen, aber sehr dichten und festen Grases »lemba«, welches sie in Büscheln durch Walzen auf dem nackten Oberschenkel zu strammen Fäden vereinigt, um sodann damit nach dem durch den Charakter des Ornamentes dictirten System von regelmässig angeordneten geraden und krummen Linien die Fadenskette an denjenigen Stellen fest zu umwickeln, wo der Faden seine Farbe behalten, von einer neuen Farbe nicht ergriffen werden soll. Da durch dieses Beknüpfen schliesslich die Hervorbringung eines Ornamentes beabsichtigt wird, und da dasselbe daher aus diesem Grunde nur mit grosser Sorgfalt und mit genauer Berücksichtigung der zu umwickelnden Fadenmenge und Fadenlage erfolgen kann, so ist einleuchtend, dass die Beendigung dieser Arbeit in der Regel erst nach Ablauf vieler Monate erfolgt.

Nach vollkommen abgeschlossenem Knüpfverfahren wird die so umwickelte Kette von der »tangga« herabgenommen und im Farbentroge mit Drachenblut imprägnirt, wobei selbstverständlich die durch das »lemba« geschützten Theile in ihrem natürlichen, schmutziggelben Farbton unverändert erhalten bleiben. Da aber die dayakischen Gewebe dieser Art stets drei Farben — gelb, roth und blau — aufweisen, so muss die Kette nach vollendeter Durchtränkung mit dem Saft von Calamus draco neuerdings auf dem Spannrahmen befestigt werden, damit nunmehr auch diejenigen Fäden, welche die rothe Farbe behalten sollen, dem »ikat« unterzogen werden können. Dieses zweite Ueberknüpfen ist womöglich noch mühsamer und erfordert noch mehr Aufmerksamkeit wie das erste, daher der zu seiner Bewältigung nöthige Zeitraum abermals ein sehr langer zu sein pflegt. Das Blaufärben der einzelnen Stellen an den Längsfadenbündeln, welche von der Umhüllung freigeblichen sind, geschieht durch Eintauchen in Indigo »rngat«.

Sobald das Färben beendet und die Farbenskette getrocknet ist, wird die Lembahülle entfernt und es kommen nun alle drei Farben nach der gewünschten Zeichnung des Ornamentes deutlich abgegrenzt, nur mit weichen, leicht und malerisch ineinanderfliessenden Rändern, nebeneinander zum Vorschein. Die Farben sind satt und tief und haben die angenehme Wärme von Naturtönen ohne Schärfe und grellen Contrast. Das Gelb nähert sich oft dem Braun und Grau, das Roth spielt ins Bräunliche und das Blau ist nicht selten so dunkel, dass es fast schwarz erscheint. Merkwürdigerweise haben viele Dayakstämme keine Bezeichnung für die blaue Farbe und nennen sowohl blau als auch grün — schwarz. ¹⁾

Erst nachdem der Färbeprocess ganz vollendet ist, wird die Kette an den Querhölzern in den liegenden Webstuhl »tendai« gespannt. Derselbe »besteht im Wesentlichen aus zwei Theilen, welche das zu verfertige Gewebe fixiren und in gehöriger Spannung erhalten. Der eine Haupttheil heisst »tampan« und ist ein aus Baumrinde ver-

¹⁾ Vergl. C. den Hamer, Iets over het tatoueren. Tijdschrift voor indische taal-, land- en volkenkunde 1885 XXX, p. 453, wo bei Besprechung von blauer Farbe gesagt wird: »De Bidadjo noemen die kleur babilèn, zwart.« Ferner Keppel, Expedition to Borneo, vol. I, p. 354, black »singote«, p. 359. »The man (of Sarawak) would not or could not give a term but black. When asked the colour of a green leaf, he said »singote.« Das Kayan-Vocabular im III. Bande des Journal of the Indian Archipelago enthält für grün und blau keine Bezeichnung, wohl aber für schwarz »pitam«. Blau und schwarz werden indess auch bei Homer verwechselt, und selbst die alten Römer bezeichneten mit dem Worte »caeruleus« ebensowohl schwarz, als dunkelblau, dunkelgrau, dunkelgrün etc. Einen sehr interessanten Beitrag zu dem Capitel von den durch sprachliche Bezeichnungen ausgedrückten Farbenunterschieden liefert Geiger in seinem Werke »Der Ursprung der Sprache« (1869), S. 152 ff. »Frage man, warum Licht und Farbe keine benennbaren Objecte für die erste Sprachstufe gewesen seien, wohl aber das »Aufstreichen« der Farbe, so liegt die Antwort darin, dass der Mensch zuerst nur seine Handlungen oder die von Seinesgleichen benannte,

fertigter, circa 70 Cm. langer und 15 Cm. breiter Gurt, welcher an beiden Enden aus starken Schnüren bestehende Oesen besitzt. Der andere Haupttheil, welcher wie der ganze Webstuhl ‚tendai‘ heisst, besteht aus einem langen, dünnen, aus schwerem Eisenholz gefertigten und zierlich geschnitzten Balken. Das Gewebe hängt nun einerseits auf diesem Balken, welcher irgendwo fixirt wird, andererseits an einem Querholze, dessen beide Enden tiefe und weite Einschnitte besitzen. Beim Weben schlägt die auf einer Matte hockende Frau den Gurt von hinten nach vorne um die Hüften und schiebt die Oesen in die Einschnitte des Querholzes hinein. Durch Vor- und Rückwärtsrücken kann sie dann mit Leichtigkeit die Spannung des Ganzen reguliren.« (Dr. Bacz.) Da die Decoration auf der gefärbten Kette bereits vollkommen vorhanden ist, so erfolgt das Weben nun durch das gleichmässige Binden vermittelt monochromer Schussfäden, wobei die Weberin auf das Ornament gar nicht zu achten braucht, sondern das Stück wie ungemusterte Leinwand durchweben kann, nur mit dem Unterschiede, dass, um die Kettenfäden als einzige Ornamentträger möglichst zur Geltung kommen zu lassen, die Bindungen nicht regelmässig Faden auf Faden wechseln, sondern zumeist zwei, manchmal auch mehr Kettenfäden über einem Schlussfaden stehen. Aus dieser Herstellungstechnik ergibt sich, dass der Dessin, welcher aus der vollständigen Durchtränkung jedes einzelnen Kettenfadens mit Farbe gebildet wird, auf beiden Seiten des Stoffes in ganz gleicher Weise erscheinen muss, und dass diese Gewebe daher keine sogenannte Schönseite besitzen können. Es wäre aber unrichtig, aus dem Umstande, dass die Schussfäden, vor Allem der Bindungen wegen unentbehrlich, an der Erzeugung des Ornamentes selbst nicht mit Antheil nehmen, ja dasselbe sogar an den Stellen, wo sie sichtbar werden, in kleinen Fadenstrichen unterbrechen, die Schlussfolgerung abzuleiten, als spielten dieselben bloss die Rolle des »nothwendigen Uebels«; dadurch, dass sie in der Masse immer warm, also roth, braun oder gelbbraun gefärbt sind, erhöhen sie die Wirkung des ganzen davon durchzogenen Stoffes, indem sie ihm etwas von dem gebrochenen reizvollen Colorit verleihen, welches bei verschwommener Zeichnung durch Mischung und Abtönung entsteht.

Die dayakischen Gewebe dienen entweder zu Puakumbos oder es werden daraus verschiedenartige Kleidungsstücke: Sarongs, Badjus und Tjawats angefertigt. Die Puakumbos sind teppichartige Prunkstoffe, welche, da der primitive Webstuhl der dayakischen Frauen es nicht gestattet, breite Stücke auf einmal zu verfertigen, aus mehreren Theilen, welche einzeln die übliche Grösse der Frauenröcke haben, zusammengenäht werden. Der Puakumbo, welcher zu seiner Anfertigung eine Arbeit von mehreren Jahren voraussetzt, und welcher um so kostbarer und geschätzter ist, je länger die Hausfrau an ihm gearbeitet hat, wird bei den hohen Festen der Dayaks zum Schmucke des Festplatzes verwendet. Grosse und fein ausgeführte Puakumbos werden als unveräusserliches Familienerbgut in hohen Ehren gehalten. Die an der reizvollen Ornamentik ihrer Stoffe besonders zu Tage tretenden vorzüglichen Anlagen der Dayaks zur Ausübung der decorativen Künste hat unter Anderen Schwaner rückhaltlos anerkannt, indem er sagt, dass sich viele Stämme ganz besonders auszeichnen im Bauen verzierter Boote, im

dass er beachtete, was von ihm selbst und in seiner unmittelbaren ihn interessirenden Nähe vorging, als er noch für so hohe Dinge wie Licht und Dunkel, Glanz und Blitz keine Sinne, kein Auffassungsvermögen hatte. . . . Die Unterschiede der Farben stellten sich erst später ein. — Unter den Benennungen, die von der Farbe ausgehen, sind die jüngsten die der Metalle, sie entwickeln sich mit dem Gefühle des Farbenunterschiedes und schliessen sich schon verschiedenen Farbestufen an: Gold der gelben, Silber der weissen, Blei der blauen, d. i. schwarzen.« Otto Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1873, Bd. II, p. 87 und 92.

Schmelzen von Metallen, im Schmieden vortrefflicher Waffen, im Verfertigen von Schmuckgegenständen aus Kupfer und Gold, in Schnitzarbeiten aus Holz und Bein, in »het vlechten van matten en manden uit rottan en stroo, het draaijen van touwwerk, het spinnen en verwen van garen en het weven van kleedingstoffen. In veel van dit alles, b. v. in het borduursel aan hunne kleedjes, in hun vlechtwerk, en zelfs in de wijze waarop zij zich de huid tatoeëren, is vaak een zekere smaak niet te miskennen.«

Die hauptsächlichsten Kleidungsstücke der Dayaks sind »sarongs«, Frauenröcke und »tjawats« oder »sirats«, die Lendentücher der Männer; Jacken, »badjus«, werden im Allgemeinen nur selten getragen. Der Sarong, zumeist das einzige Kleidungsstück der Frauen und stets aus selbstgewebtem Stoffe verfertigt, besteht immer aus einem einzigen, etwa einen halben Meter langen und beiläufig zweimal so viel in der Breite fassenden Stücke dreifarbig ornamentierten Stoffes, dessen Färbung und Herstellungsweise derjenigen der Puakumbos gleicht, welche im Vorhergehenden ausführlich geschildert worden sind; er verhüllt nur die Körpertheile, welche zwischen der Mitte der Oberschenkel und den Hüften liegen (in einzelnen Districten auch die ganzen Beine bis zu den Knöcheln) und lässt Brust, Bauch und Arme frei, welche, wenn sie nicht durch Schmuckanhängsel zum Theile verdeckt werden, völlig nackt bleiben.

Die Ornamentation ist stets in den drei primären Farben roth, blau und gelb ausgeführt und zeigt eine dessinartig zusammenhängende Musterung allgemein geometrischen Charakters mit vorwaltend rhombischen und deltoidischen Figuren, welche durch eckig abgebrochene Spiralengänge ausgefüllt sind (vergl. Figur 50). Die Composition der Verzierungen ist bei allen Stücken, welche ich gesehen habe, der Hauptsache nach die gleiche, obwohl sich niemals vollkommen identische Motive wiederholen, und es ist augenscheinlich, dass dieselbe ganz und gar aus dem Charakter des »ikat« herausgewachsen und durch diesen technisch bedingt ist.

Unter den Bordüren der Sarongstoffe kommen nicht selten geradlinige, eckige Umbildungen von Spiralreihen vor, wie ich sie in ähnlicher Weise an vielen aus Pflanzenstreifen geflochtenen Armbändern der Papuas auf Neu-Guinea gefunden habe (vergl. Figur 51), und wie solche auch an arabischen Textilerzeugnissen, sowie in der Teppichweberei des gesammten Orients ungemein häufig sind.

Das den »sarong« bildende rechteckige Stoffstück wird, wenn es vom Webstuhl kommt, an den fransenbehängten Schmalseiten zusammengenäht, so dass daraus ein oben und unten offener, nahezu quadratischer Sack entsteht, der vermittelt eines Gürtels aus Rottan über den Hüften in der Weise festgebunden zu werden pflegt, dass vorne eine schmale Falte des Rockes zwischen den Windungen des mehrfach um den Leib gewickelten Rottanbandes sich festklemmt. Da das dicht um den Leib gewundene Kleidungsstück sehr enge an den Beinen anliegt, so verursacht es jenen trippelnden Gang,



Fig. 50.

Ornamentation eines dayakischen Frauenrockes (sarong). (Dr. Bac z.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 26002.)

Vergl. Text, Seite 243, 246.



Fig. 51.

a) Bordüre eines dayakischen Sarongstoffes. (Dr. Bac z.)

b) Ornament an einem Armbande der Papuas auf Neu-Guinea. (Harmsen.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 26003 u. 31317. Orig.-Aufnahme.) Vergl. Text, Seite 243.

der für die Dayakfrauen charakteristisch ist. Wenn die Männer in den Krieg oder zur Kopffagd ziehen, so schneiden deren Frauen gerne ein Stück ihres Hüftengürtels (lintong) ab, um es den Kriegern als schützenden Talisman mit auf den Weg zu geben; die Sieger tragen diese Beweise ehelicher Liebe als Armband. So wie der Sarong den Anzug der Frauen ausmacht, ist der Sirat oder Tjawat das einzige Kleidungsstück der Männer. Der Sirat ist ein ungefärbtes, fransenbesetztes, etwa 3 M. langes und $\frac{1}{4}$ M. breites Leinentuch, welches an den beiden Enden mit einer 10—15 Cm. breiten, in schöner geometrischer Zeichnung und rothen und blauen Fäden ausgeführten Bordüre geschmückt wird. Eine Anzahl derartiger Siratbordüren, welche bei aller Einfachheit geradezu als Muster textiler Verzierungskunst gelten können, habe ich in Tafel 1, Nr. 12, 13, 15, 16 und 17, in Tafel 2, Nr. 17 und 18 und in Tafel 3, Nr. 3 und 4 wiedergegeben. An diesen Gürtelverzierungen fällt sofort das Vorkommen des Mäanders, respective des Hakenornamentes auf, welches als ein bei fast allen Völkern ganz selbstständig auftretendes ornamentales Urmotiv angesehen werden kann;¹⁾ von den geometrischen Elementen finden wir darin geradegebrochene Linien, das bei allen Naturvölkern sehr beliebte Zickzackband, Dreiecke, Quadrate, Rechtecke, Kreise; in hohem Grade bevorzugt erscheinen jedoch sowohl hier wie auch in den Geflechten das Rhombus und das Deltoid. Das Auftreten solcher, nach unseren Begriffen und nach den Ableitungen der geometrischen Formenlehre complicirteren Gebilde müsste uns bei einem Naturvolke befremden, wenn sich dafür nicht die Erklärung fände, dass dieselben nur allmählig schematisirte Nachbildungen von bestimmten Objecten sind. Diese Muster haben alle gegenständliche Namen und in der Regel symbolische Bedeutung. So kommt die Raute als Tätowierungsmuster in Reihungen vor und bedeutet da eine Jackennaht mit Knöpfen »matan punai«;²⁾ auf den »tempayans«, den berühmten heiligen Gefäßen der Dayaks, ist sie das Symbol des Genießbaren »makanan«.³⁾ Für uns Dressurzöglinge einer höheren Cultur, welchen von Kindesbeinen an die geometrischen Grundlehren eingepflichtet werden, so dass sie mit unseren Anschauungen innig verwachsen und unbesiegt uns selbst unbewusst alle unsere Vorstellungen beherrschen, gilt das Quadrat als einfaches, das Rhombus oder das Deltoid als vergleichsweise abnormes, seitab liegendes Gebilde, dem man nur in Fällen unabänderlichen Zwanges Eingang in die Decorationswelt gestattet. Nicht so der Naturmensch, welcher die geometrische Figur niemals um ihrer selbst willen construirt und dem die Dreiecke, Vierecke und Fünfecke an sich ebenso unverständliche als gleichgiltige Dinge sind; er zeichnet mit den bescheidenen Mitteln seiner primitiven Technik kümmerliche, unvollkommene Nachbilder der ihn umgebenden, ihn interessirenden Gegenstände, welche ihm unter der Unbehilflichkeit seiner Hand zum einfachen, geradlinigen Schema erstarren, dem nur noch als sicherer Steckbrief der Name des Naturobjectes anhaftet. Die Entstehung des geometrischen Gebildes ist also von vorneherein niemals das Resultat der Abstraction, sondern das Resultat des Versuches einer Abbildung von Dingen der Erscheinungswelt. »Diese Abbildung wird Ornament, wird geometrische Figur; die geometrische Figur, die er in der Natur nicht findet, existirt auch nicht als ein gegebener Begriff in der Vorstellung des Naturmenschen.«⁴⁾

1) A. R. Hein, Ornamentale Urmotive. Zeitschrift des Vereines österreichischer Zeichenlehrer. XV. Jahrgang, Nr. 1, p. 6 ff. Vergl. auch Dr. A. Stübel's sehr instructive Abhandlung »über altperuanische Gewebemuster und ihnen analoge Ornamente der altclassischen Kunst«. Festschrift des Vereines f. Erdkunde zu Dresden. 1888.

2) C. den Hamer, Tijdschrift voor indische taal-, land- en volkenkunde 1885, XXX, p. 454.

3) makanan, Esswaare. C. Kater, Tijdschrift voor indische taal-, land- en volkenkunde 1867, XVI, p. 441.

4) K. v. d. Steinen, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XV, Nr. 8; p. 386.

Die Ornamentation der dayakischen Sirats weist eine sehr weitgehende, in manchen Fällen sich bis zu fast völliger Gleichheit steigende Aehnlichkeit mit indischen Textilproducten auf. Das eine Charakteristikon der Zierformen dieser Lendengürtel, dass nämlich gleich breite, abwechselnd blaue und rothe Parallelstreifen, unabhängig von den Formen der Decoration, das ganze Ornament gleichsam als Untergrund notenlinienartig durchschneiden, findet sich gleicherweise auf vielen indischen Bordüren, wie die in Figur 52, 53 und 54 dargestellten Beispiele beweisen; auch die Webereien der Hügelstämme von Tschittagong, welche vielfach mit rhombischen Verschlingungen und mit rhythmischen Rhombenreihen ganz in der Art der dayakischen Tjawats geziert sind, zeigen denselben blaurothen Farbandurchschuss ohne Rücksicht auf die Ornamentgestalt. Die zeichnerische Aehnlichkeit unterstützt diese farbige Uebereinstimmung in oft überraschender Weise. Als Beispiel möge hier genügen, auf Tafel 1, Nr. 17 und die Textfigur 52, oder auf Tafel 2, Nr. 12 und einen in Riebeck¹⁾ abgebildeten Frauenturban »goungboun« hinzuweisen. Die in demselben Werke dargestellten Hüfttücher, Frauenbrusttücher, Betelbehälter etc. zeigen in frappanter Weise den ornamentalen Ductus des dayakischen Textildectors. Bei dieser Gelegenheit mag gleich hier darauf hingewiesen werden, dass die Quadratfüllung, welche in der Gürtelverzierung Tafel 1, N. 17

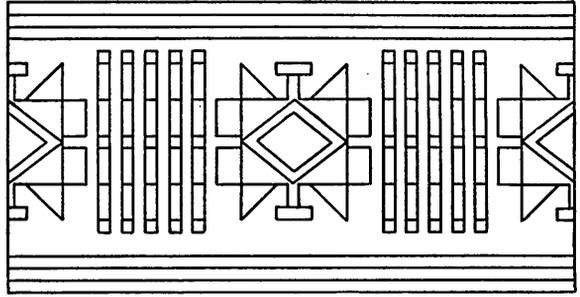


Fig. 52.

Ornamentation eines indischen Frauenkopftuches aus Delhi.
(Dr. Troll.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 23169. Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 245, 246.

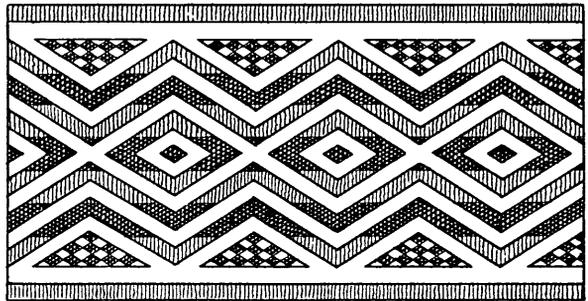


Fig. 53.

Ornamentation eines indischen Frauenkopftuches aus Delhi.
(Dr. Troll.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 23169.
Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 245.

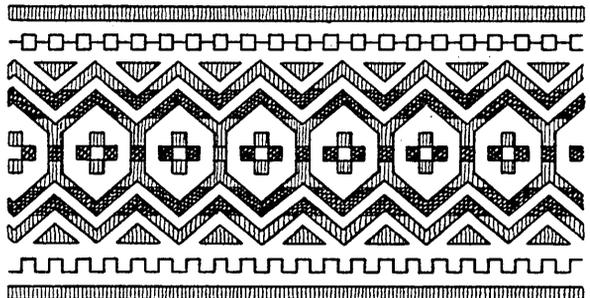


Fig. 54.

Ornamentation eines indischen Frauenkopftuches aus Delhi.
(Dr. Troll.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 23169.
Orig.-Aufnahme.)
Vergl. Text, Seite 245.

¹⁾ Dr. Emil Riebeck, Die Hügelstämme von Chittagong. Berlin 1885. Tafel I, Fig. 2.

und in dem Rottangeflecht Tafel 2, Nr. 13 auftritt und die auch das Typische in dem indischen Frauenkopftuche Figur 52 bildet, ein bei allen Völkern des ostindischen Archipels überaus beliebtes Motiv darstellt. Ein von Dr. Hagen in Tobah erworbenes Hüfttuch »ulus« der Battas enthält rhombischen Decor und den bereits mehrerwähnten blaurothen Farbendurchschuss. (Wiener Sammlung, Inventar-Nr. 22443.) Dieselbe Art der Farbenbehandlung, wie auch mannigfache Rhombenverwendung findet sich bei den Battas des Oefteren; Deltoidfüllungen auf Selebes. Von ausserordentlich vornehmer Wirkung sind das ganz aus vertical und horizontal gestellten, sich durchschneidenden Rhomben gebildete Ornament Tafel 1, Nr. 15 und die beiden mustergiltigen, in ihrer Art classischen Ornamente Tafel 2, Nr. 17 und 18, wovon das zur Linken ein bekrönendes, das rhombische zur Rechten ein freihängendes Decorationsmotiv darstellt. Besser und zugleich einfacher als in dem letztgenannten Beispiel ist das fransen- oder quastenartige Abwärtsstreben selbst in den höchstentwickelten Kunstperioden niemals ausgedrückt worden.

Ueber die Art, wie der Sirat als Kleidungsstück benützt wird, gibt Dr. Bacz folgende Schilderung: »Ein circa 50 Cm. langes Stück wird über den linken Arm geschlagen und dieser mit dem herabhängenden Stücke, welches wie eine Art Schürze wirken soll, an den Bauch angelegt. Sodann wird der übrige Theil des Gürtels mit der rechten Hand um die Hüften gewickelt, und zwar von rechts nach links, bis er, vorne unterhalb der Schürze hindurchgehend und diese fixirend, zum Rücken zurückkehrt. Hier wird er zwischen dem bereits gebildeten Gürtel und dem Rücken durchgezogen, zwischen den Beinen nach vorne und aufwärts geschlagen und sodann an der linken Flanke wiederum zwischen Gürtel und Körper hindurchgezogen, so dass auch hier ein ziemlich langes Stück mit der andern Bordüre herunterhängt. Die selbstgewebten Gürtel werden aber, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, seltener getragen, weil ihre Herstellung viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt. Ein Dayak versicherte mich, dass seine Frau zehn Monate an einem Stück gearbeitet hätte. Für gewöhnlich bedienen sich die Dayaks zu diesem Zwecke eines der Länge und Breite des Sirat entsprechenden Baststreifens, welcher ohne Umstände, wie oben bemerkt, um den Leib gewickelt wird; in der Nähe europäischer und chinesisch-malayischer Niederlassungen sieht man sie häufig im Sirat aus englischem Kattun einherstolzieren. Aber in der Regel bleibt auch in diesem Falle der ganze Gürtel weiss, während nur die Ränder mit verschieden gefärbten Streifen verziert sind, wobei ich den viel feineren Farbensinn der Dayaks im Vergleiche zu dem der Malayen anerkennen musste. Sirat, sowohl selbstverfertigte, als auch aus anderen Stoffen bestehende und buntverzierte, werden auch, besonders von verheirateten Männern, turbanartig und zuweilen sehr kokett um's Haupt gewickelt, jedoch so, dass der Scheitel frei bleibt.« Das Verfahren bei der Sirat-ornamentation ist häufig so, dass die Rückseite der Bordüre in derselben Zeichnung, aber mit verkehrter Färbung erscheint; manchmal ist das Ornament jedoch auch auf beiden Seiten vollkommen identisch, wie in den Stickereien der sogenannten Holbeintechnik.

Die Badjus oder Jacken sind von verschiedener Art der Herstellung; diejenigen, welche aus ungefärbtem, rohen Stoffe gemacht und erst als fertige Kleidungsstücke von Aussen mit Ornamenten aus freier Hand bemalt werden, gehören in das Capitel von der Malerei und sind dort ausführlicher behandelt; die übrigen sind in der Regel aus demselben dreifarbig gemusterten Stoffe (Figur 50) gemacht, aus welchem die Sarongs bestehen. Die Badjus haben keine Knöpfe und werden vorne mit einem oder mehreren Schnürchen geschlossen; sie werden von beiden Geschlechtern, vornehmlich aber von Frauen und Mädchen und da nur bei kühlem, nassen Wetter getragen. Während in dem durch das »ikat« ornamentirten Geweben und in den Siratbordüren nur die pri-

märe Farbentrias in sanften, einen harmonischen Einklang sichernden Abschattirungen auftritt, sind der sonstigen feinen Stimmung dayakischer Textilproducte ganz zuwiderlaufend, in der Mitte des Rückentheiles einzelner Jacken viereckige, unvermittelt grelle und bunte Besatzbordüren angewirkt. (Tafel 2, Nr. 11, 12, 14.) Dieselben werden aus dickem, wolligen Garne, das die Dayaks mit ihren einfachen, natürlichen Färbemitteln nicht selbst erzeugen können, und womit sie sich durch chinesische Händler versorgen lassen, in den Farben Hochgelb, Hochroth, Blau, Violett und Schwarz in der Weise angefertigt, dass die stets bis zum Ende des Gewandes durchlaufenden Kettenfäden anstatt der Bindungen durch die an dieser Stelle fehlenden Schussfäden mit diesem Garne manchmal drei- bis vierfach umwickelt werden. Tafel 2, Nr. 11 Trapez-, Nr. 12 Rhombenmuster. An einer Gattung von Jacken werden die Ornamente durch reihenweises Aufnähen einer beliebigen kleinen Schneckenart (*Nassa*) gebildet; ich habe als Repräsentanten dieser im Allgemeinen nicht seltenen Verzierungsart auf Tafel 2, Nr. 2 ein Motiv mitgetheilt, welches fast vollkommen mit einem von Owen Jones¹⁾ reproducirten chinesischen Ornamente identisch ist. — Viele Stämme, z. B. die streifenden Olo ot Süd-Borneos, die gefürchteten Blasrohrträger, tragen Tjawats aus Baumbast und bedecken den Oberkörper mit einer Hirsch- oder Pantherhaut. Auch die Maanyan Südost-Borneos verwenden dasselbe einfache Material des Rindenstoffes, aus welchem sie den Lendenschurz und eine ärmellose Jacke »keang« bereiten; die Frauen derselben verfertigen jedoch schon aus eigenem Gewebe den »tapih«, eine kleinere Ausgabe des Sarong zur Umhüllung ihrer Hüften. Die Männer der wohlhabenderen Classe tragen aber hier schon Aermeljacken, die Frauen Brusttücher. So fand auch Bock bei der fürstlichen Gemahlin Raden Dindas in Milan (Südost-Borneo) die malayische Tracht in blau und roth gestreifter Jacke und blauem Unterkleide oder Sarong, während ihre Unterthanen nur kärgliche Schambedeckungen aufwiesen. Das Bugi-Element hat mit seinem Vordringen in Borneo auch unter einem Theil der Eingebornen bereits den für die Bugis charakteristischen Hosen Eingang verschafft.²⁾ Die Güte und Dauerhaftigkeit dayakischer Gewebe schildert St. John in folgenden Worten: »The women manufacture a coarse cloth; making and dyeing their own yarn, beating out the cotton with small sticks, and, by means of a spinning-wheel, running it off very quickly. The yarn is not so fine as what they can buy of English manufacture, but it is stronger, and keeps its colour remarkably well, and no cloth wears better than Dyak cloth.«³⁾

2. Geflechte. Vielleicht die interessantesten der bei den Dayaks vorkommenden Textilproducte sind die Geflechte; dieselben sind aus dünnem Rottan, aus gespaltenem Bambu und aus verschiedenen Palmblattstreifen gefertigt; die Wiener Sammlung enthält davon Körbe, Matten und Hüte. (Tafel 1, 2, 3, 4, 5 und 8.) Der Decor ruht ausnahmslos auf streng geometrischer Basis, und die mathematische Präcision, mit welcher trotz aller Varietäten die Constructionen durchdacht und ausgeführt sind, muss bei dem gänzlichen Fehlen ähnlicher Motive in den bekannten Decorationsstilen das grösste Erstaunen hervorrufen. In diesen äusserst bemerkenswerthen Arbeiten ist das streng locale Ornament Borneos, ein specifisch dayakischer Ornamentstil unzweifelhaft ausgeprägt. Sowie bei den Geweben die gerade Linie und die geradlinige Figur sich als allein herrschend erwiesen, in demselben Masse dominirt hier der Kreis. Geradlinige Formen sind selten. (Tafel 1, Nr. 2, 4, 10, 11; Tafel 2, Nr. 5, 10, 13, 16.) Die dargestellten Orna-

1) Owen Jones, Grammar of ornaments. Tafel LIX, Nr. 4.

2) Ratzel, Völkerkunde II, p. 390.

3) S. St. John, a. a. O., vol. I, p. 86.

mente sind Bordüren und Füllungen. Das Entwicklungsprincip ist bei beiden das gleiche. Die Elemente aller dieser krummlinigen Geflechtdecorationen sind in rhythmischen Reihungen nebeneinander angeordnete concentrische Kreise — congruente Kreisringe — mit einander in Contact gebracht und zu den verschiedensten ebenso originellen als reizvollen Verzierungsvarietäten ausgebildet durch verbindende Tangenten. Bei den Bordüren sind die Unterschiede der einzelnen Formen auf die Lage der in zwei Reihen übereinander angeordneten Kreise und auf die Richtung der Tangenten zurückzuführen; bei den Quadratfüllungen tritt als bestimmender Factor noch die Anzahl der Kreisringe hinzu, welche an den Objecten der Wiener Sammlung mit drei in einer Reihe beginnt und sich bis zu sechs in einer Reihe steigert. Das Princip ist bei den einfachsten der Formen ganz klar und durchsichtig, es bleibt aber selbst bei den complicirtesten — wenn auch nicht auf den ersten Blick erkennbar — immer dasselbe. Die Grundlage bilden stets concentrische Kreise mit einem Diameterverhältniss von circa 1 zu 3; die Abstände der Kreisringe sind entweder gleich dem Durchmesser oder dem Radius des kleineren Kreises, selten geringer; die Tangenten werden quer durch die Breite der Bordüre oder quer durch das Quadrat gelegt, zumeist so, dass eine und dieselbe Tangente einen kleinen Kreis von innen und einen grossen der gegenüberliegenden Reihe von aussen berührt. Die Stellung und Zahl der Kreise und die Anordnung der Tangenten bedingen allein die Varianten im Decor. So ist in Tafel 3 Nr. 1 blos aus dem wechselseitigen Tangiren der grossen und kleinen Kreise untereinander abzuleiten, wobei die sämmtlichen Kreiscentren an einer einzigen Leitlinie liegen; in Nr. 2 sind die Kreisringe auseinandergerückt, die Mittelpunkte liegen abwechselnd einmal an der oberen, einmal an der unteren Leitlinie, vertical gestellte Tangenten vermitteln den Contact; Nr. 3, 4, 5 und 6 haben ebenfalls zwei übereinanderstehende Leitlinien, die Kreise in Nr. 3 alterniren, jedoch so, dass der Abstand der grossen Kreise nur dem halben Radius der kleinen entspricht, woraus sich die Schiefstellung der Tangenten von selbst ergibt; in Nr. 4 stehen die Kreise in einer Verticalen übereinander, aber die Tangenten der unteren Reihe correspondiren jeweilig mit dem nächstfolgenden Kreiselemente der oberen Reihe (schiefstehende Schlangenlinie); in Nr. 5 stehen die Kreisringe übereinander, nach rechts aufwärts gelegte Tangenten verbinden die beiden sich nach entgegengesetzter Richtung aufrollenden Kreisreihen zu S-Formen, nach rechts abwärts gelegte Tangenten bilden Verbindungsstege zwischen denselben, bei Nr. 6 alterniren die Kreise der beiden Reihen, Balkenlage nach links geneigt, Aufrollung der abgeschnittenen Kreisringreihen oben und unten im gleichen Sinne, das ist nach rechts. Nr. 5 und 6 ganz originell, Nr. 1, 2, 3 und 4 können auseinander abgeleitet werden, und zwar Nr. 2 aus 1 durch Hebung der ersten Kreisreihe um ein beliebiges Stück nach aufwärts (gestelzte Bögen), Nr. 3 aus 2 durch Zusammenrücken der Kreisreihen an der horizontalen Leitlinie um den halben Abstand, Nr. 4 aus 3 durch Verschiebung der Centren an der oberen Leitlinie um die halbe Distanz der Mittelpunkte, wodurch die ganze obere Reihe zusammt den mitfolgenden Tangenten gleichsam nach rechts gezogen wird. Nr. 1, 2, 5 und 6 sind Flechtmuster, und zwar 1 und 2 Mattenbordüren, 5 und 6 Ornamente an geflochtenen Rottankörbchen, 3 und 4 zeigen die Uebertragung des Flechtmusters in die verwandte Webetechnik und stellen Siratbordüren dar mit dem bereits mehrfach erwähnten blaurothen Streifendurchschuss.

Die beiden letzten Muster dieser Tafel (Nr. 7 und 8) enthalten die einfachsten Quadratfüllungen, welche aus den besprochenen Elementen abgeleitet werden können; die Anzahl der verwendeten Kreisringe ist acht, je drei stehen immer in einer Reihe neben- oder übereinander; die Lagerung der Tangenten ist übersichtlich und erklärt sich von selbst bei blosser Betrachtung der Zeichnung. Es bilden sich hier schon jene

einfachen, von zwei aufgerollten Hüllblättern flankierten Knospenformen, welche die eigentliche Grundlage aller übrigen Füllungsornamente dieses Genres ausmachen. Der Grund ist häufig von verschiedengefärbten, schiefgelagerten Balkenreihen durchschossen, ganz so wie bei 3 und 4 dieser Tafel, nur in diagonaler Stellung. Beide Ornamente habe ich von Rottankörben entnommen, wo sie als die einzigen dreigliedrigen Kreistangentenmuster offenbare, in der Noth des Augenblicks erfundene Lückenbüsser sind, da der Decor im Uebrigen auf beiden Objecten nur aus vierelementigen Füllungen besteht, die aber, wegen zu grosser Breite an jener Stelle nicht mehr Platz findend, ein Ornament mit bloß drei Kreisen in der Reihe neben sich einschieben lassen mussten.

Die Tafel 4 enthält Kreistangentenmuster mit 4, 5 und 6 Kreiselementen in der Reihe; alle, mit Ausnahme von Nr. 2, zeigen die von zwei aufgerollten Hüllblättern flankierten Knospenformen, und zwar jeweilig sich in den rechtwinkeligen Raum der Quadratecken einschmiegend. Die sinngemässe Art der Tangentenlagerung und die bloß dadurch bedingte überraschende Verschiedenheit in den daraus resultirenden Ornamentformen gewährt demjenigen, der diese Verzierungen mit Zirkel und Lineal nachconstruirt, ein, wie ich aus Erfahrung bekennen muss, nicht unerhebliches künstlerisches Vergnügen. Es entsteht ein eigenartig anmuthiges Formen-

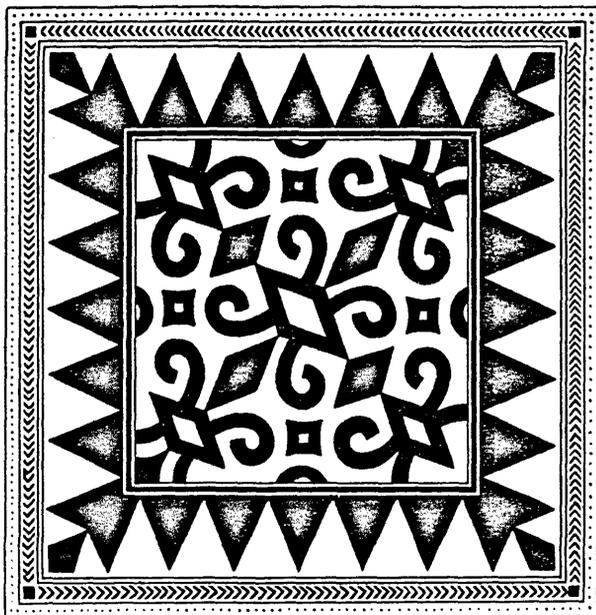


Fig. 55.

Kleine, viereckige Sitzmatte aus gespaltenem Rohr. Süd-Selebes.
(Dr. Czurda.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 17530. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 252.

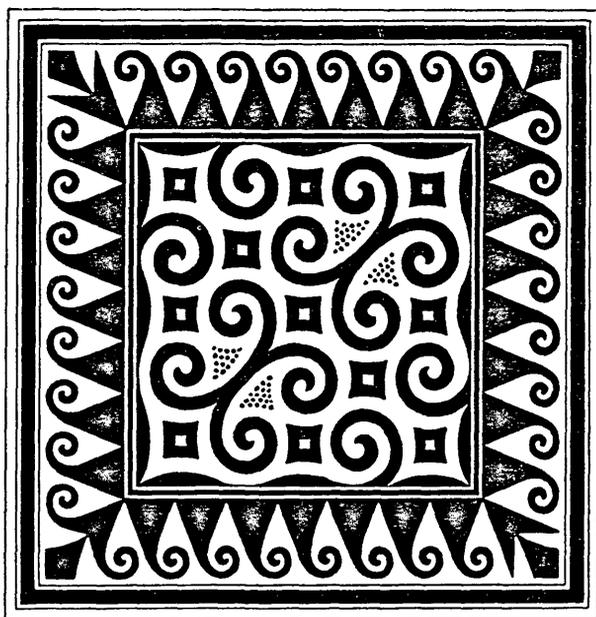


Fig. 56.

Kleine, viereckige Sitzmatte aus gespaltenem Rohr. Süd-Selebes.
(Dr. Czurda.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 17531. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 252.

spiel, wenn zwei oder drei gleich grosse Quadrate mit der unter sich gleichen Anzahl der Kreisringe als in allen Theilen congruente Versuchsfelder nebeneinandergelegt werden und nun durch das Ziehen der Tangenten die inneren Räume sich verschiedenartig beleben, so dass die ursprünglich gleichen Anfänge zu sehr heterogenen Endergebnissen führen. Hier muss ich nun einer im höchsten Grade auffallenden Eigenthümlichkeit dieser exotischen Bildungen gedenken. Alle derartigen Füllungsformen, von der ersten bis zur letzten, ohne eine einzige Ausnahme, sind zweiaxig symmetrisch und die Symmetrieaxen liegen stets in den Diagonalen, niemals stehen sie vertical oder horizontal, oder besser, niemals fallen sie mit den Mittellinien des Quadrates zusammen. Wer mit dem Verzierungscodex des Abendlandes vertraut ist und daher weiss, wie ganz allgemein und unerschütterlich in der conventionellen Ornamentik bei 99 Percent aller quadratischen Decorcompositionen die Mittellinie des Quadrates als sozusagen prädestinirte Symmetrieaxe ihre erbgessene Geltung hat, der wird dieses fast eigensinnige Vermeiden einer sonst allen Menschen geläufigen und sich als selbstverständlich aufdrängenden Axenlage als überaus auffällig erkennen müssen.

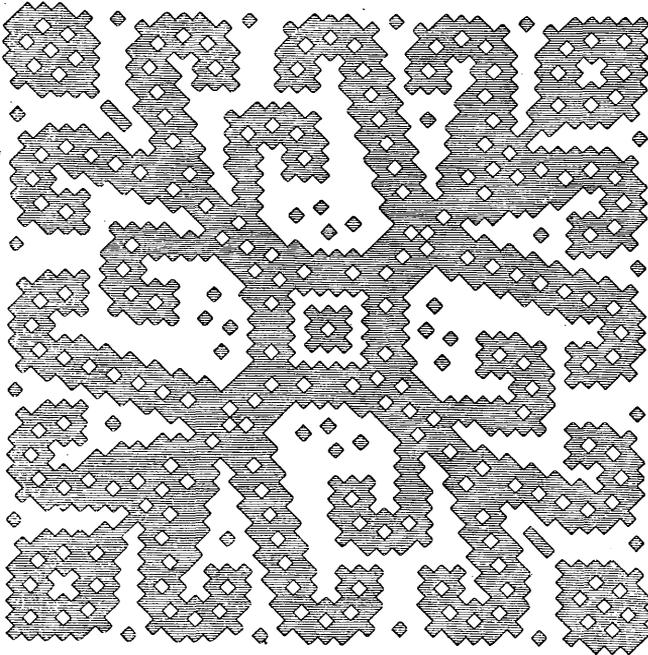


Fig. 57.

Essmatte »apar« aus Sukadana, Abtheilung Sekampong. Resid. Lampong'sche Districte, Sumatra. (v. Hasselt.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 30299. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 252.

Selbst dort, wo die Mittellinie die Stellung der Symmetralen fast usurpiren zu wollen schien, wie in Tafel 4, Nr. 7, ist durch die Einschlebung der Rhomben und Deltoide im Mittelfelde die Diagonalsymmetrie gewahrt worden. So ist hier auch, wenn eine geschlossene, geradlinige Form überhaupt vorkommt, dieselbe stets ein Rhombus oder ein Deltoid (Tafel 3, Nr. 8, Tafel 4, Nr. 1, 2, 4, 5, 6, 7 und auf Tafel 5 in beiden Fällen), nur auf Tafel 4, Nr. 3 erscheint ein Quadrat und auf Tafel 4, Nr. 4 ein Octogon, aber doch kein reguläres, nur ein diagonales.¹⁾ Die Ornamente Nr. 5, 6, 7 und 8 auf Tafel 3, Nr. 1, 2, 3, 4, 6 und 7 auf Tafel 4 befinden sich auf grösseren oder kleineren aus Rottan geflochtenen Körben, welche theils zur Aufbewahrung und zum Tragen von Reis, zum Tragen des Reissaatgutes und theils zur Aufnahme der den Feinden im Kriege abgehauenen Köpfe dienen. Der Rottan oder *Calamus*, auch Rohrpalme genannt, ist eine auf Borneo häufige, schwachgestengelte und nicht

¹⁾ Bourgoïn theilt in seinem Werke »Théorie de l'ornement« die Achtecke ein in 1. octogone régulier, 2. octogone mi-régulier, 3. octogone écartelé, 4. octogone pair, 5. octogone diagonal, 6. octogone irrégulier.

in eine Blätterkrone endigende Schlingpalme, deren glatte, glänzende, geringelte Zweige sich an Baumstämmen empor- und durch die Baumkronen der Urwälder von Stamm zu Stamm schlingen, dabei undurchdringliche Geflechte bildend. Die Blätter bestehen oft blos aus strickartigen Ranken; die dünnen, schmiegsamen Stämme erreichen eine Länge bis zu 300 M. Sie liefern das sogenannte spanische Rohr und das zu Geflechtem vortrefflich geeignete Material, welches wir an den erwähnten Körbchen, Matten und Hüten der Eingebornen so allgemein finden. Die Körbchen, raga menarem (auf Tafel 8, Nr. 19, 20, 22, 23 dargestellt), sind cylindrisch aus Rottan geflochten, zumeist in drei Farben, braun, roth und schwarz gemustert, haben einen Holzreif am oberen Rande, der durch zierliches Rottanflechtwerk mit dem Flechttheil in Verbindung steht und am Boden manchmal kleine Auswölbungen oder Zapfen, um die Stabilität zu erhöhen. Die korbartigen Rottangeflechte sind, je nach dem Zwecke, welchem sie dienen sollen, von verschiedener Art; so gibt es Geflechte, welche zur Aufbewahrung der Kochtöpfe dienen »rinka priok«, Reis- oder Mehlkörbchen »tampad tepong«, Körbchen zur Aufnahme der Knäuel des gesponnenen Zwirnes »tampad benang«, Reiskörbe »tankin bangin«, Tragkörbe »landji, butai« etc.¹⁾

Die Matten »tikar«, »bidai« oder »kalassa« ersetzen den Dayaks, sowie auch im Allgemeinen den Bewohnern des indischen Archipels Tisch, Stuhl und Bett. Tafel 8, Nr. 15 stammt von einem kleinen Sitzmättchen »tapih«, deren eines die Dayaks gewöhnlich mit sich tragen; Tafel 4, Nr. 5 ist das Ornament einer grossen Matte, aus den Fasern einer Wasserpalmenart geflochten und darum besonders bemerkenswerth, weil die ganze Matte aus einfarbigen Blattstreifen zusammengesetzt ist, wodurch die Ornamentation völlig unsichtbar bleibt, wenn nicht die Matte unter einem

bestimmten Winkel gegen das einfallende Licht liegt, wo dann die Ornamente, ähnlich wie bei unseren Damastwebereien, in leichtem Glanze sich schwach vom Grunde abheben. Welches hohe Vergnügen an künstlerischer Bethätigung, welche Leidenschaft für das Kunsthandwerk und welcher feingebildete Sinn für zarte Wirkungen spricht sich in dem Anfertigen verzierter Gebilde aus, deren Decor sich nicht aufdrängt, sondern erst mühsam gesucht oder zufällig entdeckt werden muss. — Das Behagen, die Verzierung um des künstlerischen Schaffens willen zu bilden, also die künstlerische Bethätigung als Selbstzweck, welche durch dieses Beispiel so treffend illustriert wird, zeigt sich übrigens auch in allen übrigen Arbeiten dieses seltsamen Volkes, was sich schon aus der unbezähmbaren Sucht ergibt, alle Gebrauchsgegenstände ohne Ausnahme zu decoriren; diese Menschen ertragen nichts Unverziertes. Ein Seitenstück zu den einfarbigen, durch eine zierlich gearbeitete, unter gewöhnlichen Umständen jedoch unsichtbare Decoration belebten Dayakmatten bilden gewisse indische Stoffe, welche nach ähnlichen Principien gearbeitet sind. So besitzt

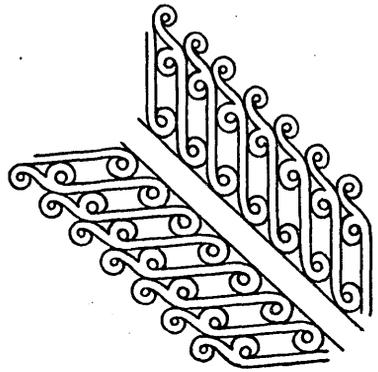


Fig. 58.

Schiffsschnabelverzierung. Durchbrochen gearbeitete Holzschnitzerei aus Neu-Guinea. (v. Renesse.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 14672. Orig.-Aufnahme.) Vergl. Text, Seite 254.

1) »We noticed some very neat wickerwork wrought from the rattan. It is a species of basket, used in carrying articles on the back, which indeed is the only way they raise any burden.« Pohlman's tour in Borneo. Chinese repository. Canton 1840, vol. VIII, p. 299, 300.

die ethnographische Abtheilung des Wiener Hofmuseums (Inventar-Nr. 3174) einen rothen, golddurchwirkten Turbanstoff von Lahore aus H ügel's Sammlung, welcher nebst dem Goldmuster einen wahrscheinlich durch partielle Mattirung mittelst Modelldrucks hergestellten Quadratdecor aufweist, dessen überaus zarter Wechsel von Matt und Glanz trotz präzisester Ausführung so wenig auffällig ist, dass man das interessante Stück lange in den Händen halten und aufmerksam betrachten kann, ohne dieses duftigen Schmuckes gewahr zu werden, der seine Existenz nur in einer ganz bestimmten Lage gegen das einfallende Licht verräth. Wenn früher gesagt wurde, dass in den Flechtarbeiten ein streng locales Element Borneos und ein specifisch dayakischer Ornamentstil zur Aeusserung gelangen, so erleidet diese Behauptung dadurch keine Einschränkung, dass Arbeiten von ähnlicher Beschaffenheit sich auch auf anderen Inseln des indischen Archipels vorfinden. So habe ich in Figur 55 und 56 zwei kleine viereckige Sitzmatten aus Süd-Selebes (Sammlung Dr. Czurda im Wiener ethnogr. Museum, Inventar-Nr. 17530 und 17531) beigebracht, in welchen sich ähnliche Ornamentmotive auffinden lassen, wie sie die dayakischen Flechtarbeiten enthalten. Aber abgesehen davon, dass ein auch nur einigermaßen aufmerksames Betrachten die vorliegenden Arbeiten von Süd-Selebes als solche erscheinen lassen wird, welche sich zu der Eleganz der dayakischen Linienführung und Raumvertheilung verhalten wie ein kümmerlich gerathener Abklatsch zu einem werthvollen Original, ist auch die Technik der Herstellung eine rohe, indem das gespaltene Rohr, aus welchem die Matten gemacht sind, nach fertiggestelltem Geflecht ganz mit schwarzbrauner Farbe überzogen und diese Farbe nachträglich an den Stellen, wo das Ornament hell erscheinen sollte, wieder durch Abschaben entfernt würde; die dayakischen Flechtarbeiten dagegen sind aus vorher gebeiztem Materiale angefertigt und erscheinen daher direct in zwei Farben geflochten. — Auch das in Figur 57 mitgetheilte Beispiel aus Sumatra kann in Bezug auf die Schönheit des Ornamentes, obgleich Knospen- und Hüllblattmotive sehr an dayakische Geflechte erinnern, einen Vergleich mit diesen letzteren nicht aushalten. Ich habe bei dieser Mattenverzierung die abgetreppten Curven, so wie dieselben aus dem Flechtverfahren hervorgehen, getreu nach einer photographisch verkleinerten Pause beibehalten; bei den Geflechtem der Dayaks sind diese kleinen Streifenstufen, um die Continuität der Curven nicht zu stören, mit Absicht weggelassen worden. Schon die Art, wie die vier Blattelemente dieses Mattendecors aus dem Mittelquadrate sich entwickeln, ist, mit der Feinfühligkeit der dayakischen Linienführung verglichen, unsäglich plump; dagegen ist diese Matte den beiden früher besprochenen aus Selebes aus dem Grunde vorzuziehen, weil sie aus naturfärbigen und schwarz gefärbten Bambustreifen dem dargestellten Muster entsprechend geflochten und nicht erst nachträglich gefärbt ist. Eine solche Matte kostet nach van Hasselt in Sumatra den unglaublich niedrigen Preis von einem Viertelgulden holländischen Geldes. Zu bemerken ist noch, dass sowohl die Matten aus Selebes, als auch jene aus Sumatra in Bezug auf die diagonale Lagerung der Symmetralen mit den Dayakgeflechtem übereinstimmen. — Zwei Prachtstücke edelster Decoration und nach ornamentalem Gesichtspunkte wahre Muster weiser Raumvertheilung sind die beiden Frauenhüte auf Tafel 5. Diese Hüte »srau« sind sehr flach, kegelförmig, aus dünnen Rottanfasern verfertigt, besitzen einen Durchmesser von 60 Centimetern und darüber und gelten daher gleicherweise als Kopfbedeckung, als Sonnen- und als Regenschirm. Die ganze Fläche des Kreises theilen drei Rottanraden, die mit weissen Glasknöpfchenreihen besetzt sind, in drei grosse Deltoide, welche in zwei Farbennuancen in der bereits besprochenen, für Geflechte typischen Weise decorirt sind. An der Peripherie sind kleine halbirte Schneckenschalen aufgereiht; das Geflecht ist sehr fein und

zart und erhält durch einen um den äusseren Rand herumgelegten, mit Rottanfäden festgenähten Reifen grössere Festigkeit; an der Unterseite ist in der Mitte eine geflochtene Mütze zum Aufsetzen befestigt. Diese Hüte werden besonders von neuvermählten jungen Frauen getragen; »Mädchen tragen in der Regel keine Hüte« (Dr. Bacz). Herr Dr. Robert Sieger hat sich durch das Studium eines im Berliner Völkermuseum befindlichen reich ornamentirten Dayakschädels zu der in einem Briefe an mich enthaltenen Frage veranlasst gesehen, ob nicht die nach den Schädelnähten (Sutura coronalis und Sutura sagittalis) angeordnete dreigetheilte Decoration des Schädeldaches, von da auf die Kopf-



Fig. 59.

Dayakischer Frauenhut aus Bandjermasin. (Harmsen.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 31414. Orig.-Aufnahme.) Vergl. Text, Seite 253.

bedeckung überspringend, die Anordnung der Geflechtornamentation nach den drei radial gestellten Deltoiden veranlasst haben könnte, eine Frage, die ich nach den mir zu Gebote stehenden Erfahrungen nicht zu beantworten wage. Die erwähnte radiale Dreitheilung ist indess nicht ausschliesslich für alle Dayakhüte charakteristisch; ich habe einen in Figur 59 beigeschlossenen Hut aus der Gegend von Bandjermasin (Sammlung Harmsen) aufgenommen, welcher im Mittelfelde eine Quadratfüllung aufweist und auch nur durch die reihenweise aufgerollten Spiralen oder geschlitzten Kreisringe an die Hüte aus dem Kapuasgebiete erinnert. Ob nun der Decor mit der Verwendung rhythmisch aneinandergeschobener Kreisringe den Dayaks ganz ursprünglich eigen ist,

oder ob verwandte Bildungen, z. B. die aus gebogenen Drähten zusammengesetzten Compositionen auf chinesischen Arbeiten in Email cloisonné der Erfindung solcher Motive Vorschub geleistet haben mögen, das wird gegenwärtig schwer zu entscheiden sein. Viele Schnitzereien Neu-Guineas, wo im Allgemeinen in Bezug auf die Ornamentik eine nahe Verwandtschaft mit den bezüglichen Erscheinungen des ostindischen Archipels constatirt werden kann, weisen eine systematische Durchbildung des Kreistangentenornamentes auf. Ein Beispiel dieser Art siehe in Figur 58; andere ähnliche Beispiele

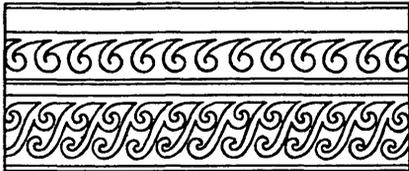


Fig. 60.

Verzierung an einer Schwertscheide aus Njarum am Ya-long-kiang in Tibet. (Kreitner, Exp. Széchényi 1877—1880.) (Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 18131. Orig.-Aufnahme.) Vergl. Text, Seite 254.

können in Dr. M. Uhle's vortrefflicher Publication über die »Holz- und Bambus-Geräthe aus Nord West Neu Guinea« eingesehen werden, und ich verweise besonders auf die Schiffsschnabelverzierung von Ansus (Tafel II, Figur 2 des genannten Werkes) »ornamented with masses of open filagree work« (Wallace, Malay. Archipelago 1869, II, 324) und auf den Untersatz eines Ahnenbildes von einem Todtenfelde bei Passim (ebendasselbst Tafel III, Figur 4). Hierher gehören auch die in Figur 60 dargestellten Verzierungen an einer tibetanischen Schwertscheide. Keinesfalls sind indess die mit den besprochenen Dayakgeflechten verwandten Ornamentgebilde anderer Völker, soweit mir die Kenntnissnahme derselben möglich war, von einer solchen Beschaffenheit, dass daraus eine Vorbildlichkeit der letzteren für die Arbeiten der Dayaks unmittelbar abgeleitet werden könnte.

B) Arbeiten in Holz, Bambu, Horn und Bein.

Während die im Vorangehenden besprochene Gruppe der Textilproducte dem Wesen der technischen Herstellungsart entsprechend durchaus geometrische Ornamente strenger und einfacher Gliederung aufweist, treten in den Holz-, Bambu-, Horn- und Beinschnitzereien der leichteren, freieren, nicht an Fäden- und Streifendurchkreuzungen gebundenen, und auch nicht die Fläche durchsetzenden, sondern schrankenlos über eine glatte Oberfläche gebietenden, mehr zeichnerischen Darstellungsweise conform vielcurvige Arabesken auf. Sie sind in übersichtlicher Zusammenstellung zumeist auf Tafel 6 und 7 vereinigt, stellen zum überwiegend grössten Theile contourirte Ritzungen, geschwärzte Gravirungen und eingetiefte Schnitzereien dar und zeigen in ihrer Gesammtheit den höchst interessanten Umbildungsprocess eines einfachen Grundmotivs zu den seltsamsten Variationen. Die Ornamente dieser beiden Tafeln sowohl, als auch die der Tafeln 3, 4 und 5 wetteifern an Schönheit mit den besten decorativen Hervorbringungen der hervorragendsten Culturvölker und lassen an Originalität und Logik der Conception manche Erzeugnisse der zu Ruhm und Ehre bestehenden Ornamentstile hinter sich; wir haben es hier mit tropischen Erscheinungen zu thun, die in der ganzen conventionellen Ornamentgeschichte ohne Gleichniss dastehen, und die, einmal ihrem Werthe nach erkannt, unmöglich länger ignorirt werden können. — Wie in der Gruppe der geometrischen Decorationsmotive, so zeigt sich auch hier im eminentesten Grade eine vollkommene Stoffangemessenheit. Die Ornamente dieser Gruppe gleichen fast kalligraphischen Problemen, so leicht, in so anmuthigem, mühelosem Flusse sind sie hingeschrieben. Im Verfolgen dieses Gedankens fühle ich mich versucht, die Form

11 auf Tafel 6 ein ornamentales Stenogramm zu nennen. Im höchsten Grade bewunderungswürdig sind die heitere Mühelosigkeit und die sichere Bravour, womit diese decorative Schnellschrift über weite Bambuflächen ausgebreitet ist. Man sieht fast in dem leichten Schwunge und in dem tänzelnden Rhythmus der sich ungezwungen aufrollenden Curven die über die glatte Fläche hinziehende Stahlspitze, das spielende Ritzen oder Graviren der Nadel oder des Messers.

Das Grundmotiv dieser sämtlichen Bordürenmuster ist eine aus der griechischen Ornamentik wohlbekannte Form, ein Urmotiv: das Kyma, die Woge. Durch Entgegenstellung, durch Uebereinanderschlebung, durch Ueberstürzung und Einrollung dieser einzigen Urwelle ist die ganze Fülle von seltsamen Varianten entstanden, kaum das Grundmotiv noch ahnen lassend, aber doch in heimlichen Gängen von diesem noch durchzogen und belebt. Und wie als Seitenstück zum sogenannten »laufenden Hunde des Vitruvius« begegnet uns hier auf Tafel 6, Nr. 18 der Dayaken geheiligtes laufendes Krokodil, von dem unwiderstehlichen wallenden Zuge des Kymation erfasst, in possirlichen Beugungen.

Ich habe die Ornamente auf den Tafeln so geordnet, dass insbesondere auf die ideelle Zusammengehörigkeit das Hauptgewicht gelegt erscheint und sich die einzelnen Ableitungen aus dem Grundmotiv der Woge schon durch die vergleichende Betrachtung ergeben. So entsteht auf Tafel 6 Nr. 2 aus 1 durch Abrundung der schiefgestellten Geraden und Anschluss der Reihenelemente aneinander, 3 aus 2 durch Reducirung der schiefgestellten S-Form auf die bloß lineare Erscheinung und beiderseitige Einfassung derselben, 4 aus 3 durch einfache Umkehrung der Laufrichtung, 5 aus 4 durch beiderseitig zugewachsenen Blattansatz, 6 aus 2 durch Parallelismus der Randcontouren, 7 aus dem nach rechts abrollenden Kyma durch Einschiebung horizontaler Unterbrechungsgeraden, 8 aus dem nach links abrollenden Kyma durch Einschiebung schiefer Unterbrechungsgeraden, 9 aus dem Kyma mit Gegenbewegung durch Zwischenstege (besonders reizvoll), 10 aus dem eingefassten Kyma mit alternirendem Blattansatz, 11 aus dem vollkommen gezeichneten Kyma mit partiellen Auslassungen, 12 aus 9 mit Doppelblattformen statt der Zwischenstege, 13 aus 10 durch horizontale Abtrennung des unteren Drittels und dadurch herbeigeführte Isolirung der einzelnen Wogenelemente, 14 aus 13 durch abwechselnde Wendung dieser Wogenelemente nach aufwärts und abwärts, 15 aus dem Kyma durch Einschiebung eines Kreiselementes in die Woge, 16 und 17 durch vegetabilische Ausschmückung des Kymalaufes, 18 durch Uebertragung der Kymabewegung auf den Reptilienkörper, was überdies für die Gangart der zur Darstellung gebrachten Thiere ganz charakteristisch ist.

Mit Zugrundelegung dieses einfachen Schlüssels liessen sich leicht auch die verwandten Ornamente der anderen Tafeln in derselben Weise analysiren. So ist auf Tafel 7 Nr. 1 eine Combination von 9 und 15 aus Tafel 6 mit rhombischem Abschluss der einzelnen Ornamente, 7, 2 analog 6, 17 etc.

Tafel 7, Nr. 5 und 6 sind sehr interessant, weil sie mit Leichtigkeit aus einander abgeleitet werden können; man braucht nämlich bei Nr. 5 bloß die drei Blattspitzen in die Vollbalken zu setzen, wodurch sich nothwendig zugleich eine Schwächung der Verbindungsstengel ergibt, um das reizende Blattgewinde von Nr. 6 zu erhalten; ganz ähnlich verhält es sich bei Tafel 7, Nr. 10 und Tafel 2, Nr. 8. Tafel 7, Nr. 10 ist eine pflanzliche Composition, bestehend aus alternirend nach aufwärts und nach abwärts gerichteten Doppelblättern auf gekrümmten und hakenförmig gegen einander gestellten Blattstielen, wobei, wenn man den freibleibenden Raum zwischen den Blättern und Stielen genauer betrachtet, die Kymabewegung sofort in die Augen fällt. Die Ableitung

des geometrischen, schematischen Decors mit den Y-Elementen (Tafel 2, Nr. 8) aus dem Pflanzenornamente ist in hohem Grade bemerkenswerth und charakterisirt die Entstehungsgeschichte vieler decorativer Erfindungen so treffend, dass ich in Figur 61 den Ornamentstreifen mit den beiden aus einander abgeleiteten Motiven so in den Text setze, wie ich ihn an einer Dayaklanze vorgefunden habe.

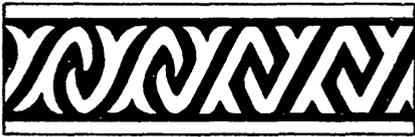


Fig. 61.

Dayakische Schnitzerei an einer Lanze. Ableitung eines geometrischen Decors aus einem Pflanzenornamente. (Dr. Bacz.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 26218. Orig.-Aufn.)

Vergl. Text, Seite 256.

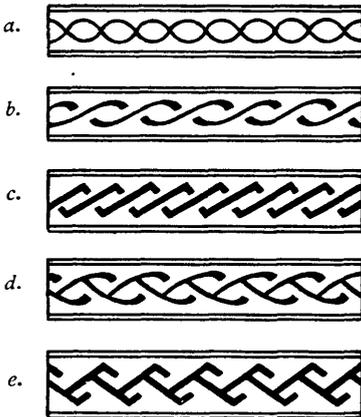


Fig. 62.

Schema der Entwicklung verschiedener Bandstreifen aus einer einfachen Wellenlinie. a, b, c und d Battaornamente auf einer Bambubüchse, e Dayakornament auf einem Rottanggeflecht.

(Hagen und Novara-Expedition.)

(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 22493 u. 3712. Orig.-Aufnahme.)

Vergl. Text, Seite 256.

manchmal werden dieselben auch ganz eckig gebildet (3. Reihe), oder die ursprüngliche Lagerung wird gänzlich vernachlässigt (4. Reihe), oder endlich, es werden auch diese Formen eckig abgescrägt (5. Reihe; siehe Dayakornamente Tafel 1, Nr. 11).

Ich glaube, diese wenigen Beispiele dürften genügen, um den Beweis zu erbringen, dass das Studium der Naturvölkerornamentik, einmal mit der nöthigen Aufmerksamkeit betrieben, den Schlüssel zur Lösung mancher Frage der allgemeinen Ornamentgeschichte zu liefern vermöchte.

Wohl das schönste und zierlichste der in dieser Sammlung enthaltenen Decorationsmotive und an und für sich ein Gebilde von unübertrefflicher Eleganz der Linien-

Wie man aus der Figur 61 ersieht, begann der ornamentirende Dayakkünstler damit, den Lanzenschaft mit den in rhythmischen Reihen nebeneinander gestellten Blattformen zu verzieren, die, für sich allein betrachtet, das hübsche und originelle Ornament Tafel 7, Nr. 10 ergeben; im Verlaufe der Arbeit jedoch, sei es in Folge künstlerischer Inspiration, sei es in Folge der Abspannung durch die stete Wiederholung desselben Gebildes oder sei es endlich aus Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit, bildete die schnitzende Hand die Blattcurven

nach und nach weniger gekrümmt und streckte sie endlich völlig zur geraden Linie aus, indem zugleich die Blattspitzen und Stielenden stumpf abgehackt wurden, wodurch, wie die Figur 61 anschaulich macht, ein vollkommen neues, streng geometrisches Ornament entstand, welches ich in Tafel 2, Nr. 8 den geradlinigen Decorationsmotiven einordnete.

Die zufällige oder beabsichtigte Umbildung von Ornamentreihen in solche von oft gänzlich verändertem Aussehen kann man an den decorativen Arbeiten der Naturvölker nicht selten beobachten, und es dürfte sich vielleicht verlohnen, diesen Erscheinungen ganz besonders nachzuspüren. So kommen die Formen Tafel 7, Nr. 5 und 6 wiederholt an einem und demselben Ornamentstreifen nebeneinander vor. In Figur 62 bringe ich noch einige hiehergehörige Beispiele bei, wo die erste Reihe geschlossene Wellenlinien auf Batta'schen Bambugravirungen zeigt; in so correcter Ausführung kommen dieselben jedoch selten vor, da die Battas diese Wellen nicht in einem Zuge, sondern in einzelnen Kymaelementen ritzen, die nun nicht immer genau zusammentreffen (2. Reihe),

führung ist das Ornament auf Tafel 7, Nr. 17; es zeigt in stark vergrössertem Massstabe eine überaus sauber und correct mit minutiöser Sorgfalt in Bein ausgeführte Gravirung, die, so wenig das auf den ersten Blick auch auffällt, ebenfalls nur aus dem einfachen, aber diagonal gestellten und mit Blattdecor ausgezierten Kyma besteht. Einige der auf Tafel 6 und 7 dargestellten Motive gemahnen sehr stark an Formen aus der chinesischen Ornamentik (Tafel 6, Nr. 17, Tafel 7, Nr. 2, 3, 14, 18). Eine Eigenthümlichkeit, welche man an fast allen auf Schneckenwindungen basirenden Ornamenten der Dayaks beobachten kann, die aber auch bei den Battas, auf Neu-Guinea, auf Neu-Seeland, auf verschiedenen Punkten des ostindischen Archipels und in

China angetroffen wird, ist die eingehängte Spirale , bei welcher die Zeichnung der eingerollten Curven aus zwei Theilen besteht, was zur Folge hat, dass die gezeichnete Spiralenlinie keine Continuität aufweist. (Tafel 6, Nr. 7, 8, 10, Tafel 7, Nr. 17, Tafel 9, Nr. 1, 3, 7, 9 etc.) Nur ganz vereinzelt findet sich die im Linienzuge zusammenhängende Form , und wo sie vorkommt, ist sie stets so gebildet,

dass der leer bleibende Zwischenraum, als weisse Linie aufgefasst, für sich wieder den Charakter der eingehängten Spirale erhält. (Tafel 6, Nr. 9, 12, etc.)

Eingehängte Spiralen nach Dayakart habe ich vorgefunden an Flechtarbeiten der Alfuren, an Schnitzereien der Battas, in Tätowirmustern der Neu-Seeländer, an Schiffsnabelverzierungen von Neu-Guinea, vereinzelt in Arbeiten aus China und Japan. Eine weitere Eigenthümlichkeit der dayakischen Gravir- und Schnitzornamentik besteht darin, dass nicht selten einzelne Blattansätze sich aus der organischen Blattentwicklung gleichsam loslösen, um sich an eine das Ornament einfassende oder dasselbe

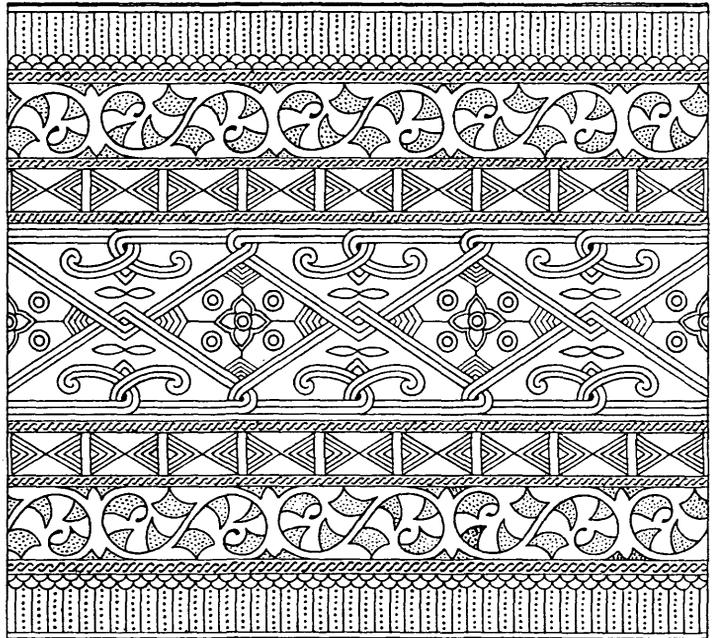


Fig. 64.

Bamburitzung der Battas auf Sumatra. (Dr. Hagen.)

(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 22492. Orig.-Aufnahme.) Vergl. Text, Seite 257, 258.

begleitende gerade Linie oder an irgend eine benachbarte Form anzuschmiegen. (Vergl. Figur 63 und das dafür charakteristische Beispiel Tafel 7, Nr. 3.) Ich habe diese Besonderheit in systematischer Ausbildung nur noch bei den Battas auf Sumatra wahrgenommen und verweise auf zwei Ornamente dieser Art in Figur 64 und 65, welche



Fig. 63.

Schnitzerei an einem Dayak-sarge. (Dr. Bacz.)
(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 26307. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 257.

auch ausserdem anschauliche Parallelen zu dayakischem Gravidecor bieten. Figur 64, ein Theil der Oberfläche einer gravirten Bambubüchse aus Sumatra, ist in dem an der

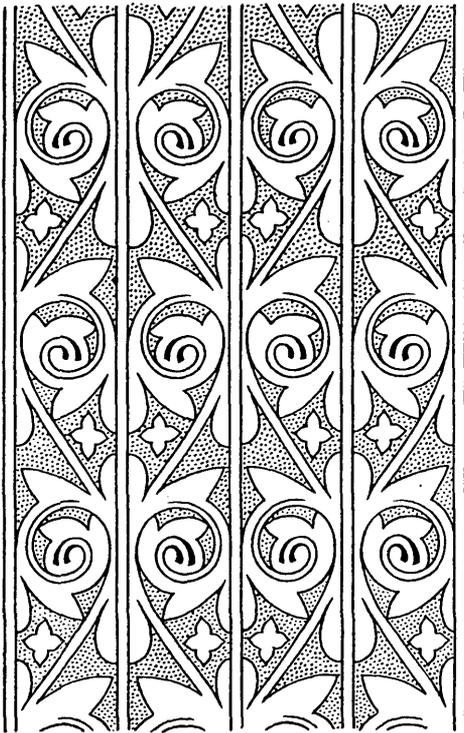


Fig. 65.

Ornament der Battas auf Sumatra. (Dr. Hagen.)
(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 22453. Orig.-Aufn.)
Vergl. Text, Seite 234, 257.

Wellenlinie sich hinziehenden Blattmuster überaus verwandt mit einer ganzen Serie von Dayakornamenten ähnlicher Herstellungsart (Tafel 6, Nr. 17, Tafel 7, Nr. 2, 3, 18, Tafel 10, Nr. 2, 3); nur sind bei dem Battamuster die Blattspitzen durch die in Wellenlinien sich hinziehenden Stiele sämtlich abgeschnitten, eine Erscheinung, die, wie ich glaube, für die Battaaornamentik charakteristisch ist. (Vergl. auch Figur 66.)

Die Uebereinstimmung des in Figur 67 dargestellten Battaaornamentes mit den dayakischen Verzierungsmotiven auf Tafel 9, Nr. 9, 10, und Tafel 10, Nr. 1 braucht, was die Anlage der Leitcurven betrifft, kaum eingehend besprochen zu werden.

Von besonderer Schönheit sind unter den Dayakornamenten dieser Gruppe die Ritzungen auf Bambu und die Gravirungen auf Holz und Bein. Aus Bambu werden nicht bloß die Dielen in den Wohnungen, die provisorischen Gebäude in den Anpflanzungen, die Brücken über Flüsse und Abgründe, Baumleitern, Körbe, Wassereimer, Käfige, Fischbehälter, Kochgeschirre und Aufbewahrungsgefäße gemacht, sondern es werden aus den dünneren Stücken auch die

vielgestaltigen kleinen Gegenstände des Alltagsbedarfes, Sirih- und Kalkdosen, Messerscheiden, Pfeifen, Feuerzeuge, Musikinstrumente und dergleichen Dinge verfertigt. »Fast alle tropischen Länder produciren Bambusrohr, und wo immer es in Ueberfluss gefunden

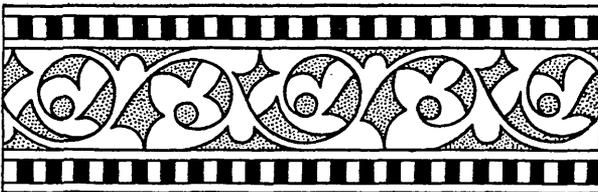


Fig. 66.

Decor auf einer Bambubüchse der Battas. (Dr. Hagen.)
(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 22493. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 258.

wird, da brauchen die Eingebornen es zu einer Menge von Dingen. Seine Härte, Leichtigkeit, Glätte, Geradheit, Rundung und sein Hohlsein, die Bequemlichkeit und Regelmässigkeit, mit der es gespalten werden kann, seine sehr verschiedene Grösse, die wechselnde Länge seiner Knoten, die Leichtigkeit, mit der es geschnitten und mit der

Löcher hineingebohrt werden können, seine harte Aussenseite, sein Freisein von jedem ausgesprochenen Geschmack oder Geruch, sein reichliches Vorkommen und die Schnelligkeit seines Wachsthum und seiner Vermehrung, alles das sind Eigenschaften, die es für hundert verschiedene Zwecke verwendbar machen, denen zu dienen andere Materialien viel mehr Arbeit und Vorbereitungen erfordern würden. Der Bambus ist eins

der wundervollsten und schönsten Producte der Tropen und eins der werthvollsten Geschenke der Natur an uncivilisirte Völker.«¹⁾ Die kleineren Bambuartikel der Dayaks sind fast alle mehr oder weniger reich verziert; einzelne davon sind wahre Muster überreicher Decorationskunst; so stammen die Ornamente Tafel 6, Nr. 17, Tafel 7, Nr. 2, 5, 6, 18, Tafel 8, Nr. 17 und Tafel 10, Nr. 14 sämmtlich von einer einzigen, mit zierlich eingeritzten Arabesken in der ganzen Länge von 46 Cm. vollkommen übersponnenen und umkleideten Bambubüchse »kumop«, »tampad sabun«, welche die Bestimmung hatte, zur Aufbewahrung eines Seifensurrogates zu dienen. (Inventar-Nr. 26067.) Dr. Bac z erzählt, dass diese Gravirungen in seiner Gegenwart »von einem gewöhnlichen Dayak« mit einem »verhältnissmässig grossen, für europäische Begriffe plump geformten Messer«, ohne Plan oder Vorzeichnung in sicheren und rasch hingeworfenen Zügen ausgeführt wurden. Das Ornament Tafel 10, Nr. 14, ein in reichen Spiralen und Blattwindungen aus dem Principe des Kymalaufes abgeleitetes complicirtes Decorationsmotiv, könnte ebenso gut für chinesisches wie für dayakisch gelten, und der Umstand, dass »ein gewöhnlicher Dayak« ohne Zögern und ohne langes Besinnen mit Sicherheit und Schnelligkeit so künstlich aufgebaute Zierformen ohne Leitcontour aus freier Hand in die Bambufläche zu ritzen im Stande ist, lässt darauf schliessen, dass dieses Volk wohl schon seit Generationen gewisse, zum Theile auf China zurückweisende Decorationstypen in Folge zahlloser Wiederholungen geradezu auswendig gelernt hat. Im Allgemeinen besteht der Decor in Bamburitzungen, in Bein- und Holzschnitzereien aus freigeschwungenen Arabesken, wobei an eingerollte Spiralenwindungen, welche sich längs eines Wellenbandes hinziehen, nicht selten einfache Blattformen in den charakteristischen Biegungen der indischen Palmette angeschlossen sind; doch kommen ab und zu auch geradlinige Muster und elementare geometrische Motive vor. (Tafel 1, Nr. 5, 6, 7, 8, 9, 14, Tafel 2, Nr. 1, 3, 4, 7, 8, 9, 15, Tafel 8, Nr. 2, 3, 5, 7, 8, 11, 14.) So stammen die beiden Ornamente Tafel 1, Nr. 7 und 8, sowie Tafel 8, Nr. 2 von einfachen Dayakflöten »suling«, Tafel 2, Nr. 9 und Tafel 8, Nr. 5 von einer Trommel »ntawan«. Das an einen gezähnten Thierhaken erinnernde Flötenornament Tafel 1, Nr. 8 findet in dem Lanzendecor Figur 68 eine Parallele, nur dass in dem letzteren die Trapeze der Bamburitzung durch in den Lanzenschaft eingeschnittene Viertelkreise ersetzt sind.



Fig. 67.
Holzschnitzerei
an einem
Batta'schen
Zauberstabe.
(Dr. Hagen.)
(Ethn. Mus. Wien.
Inv.-Nr. 22523.
Orig.-Aufn.)
Vergl. Text, S. 258.

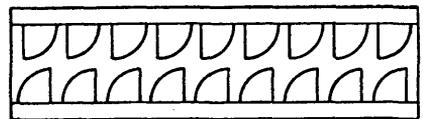


Fig. 68.
Decor einer Dayaklanze. (Dr. Bac z.)
(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 26222. Orig.-Aufn.)
Vergl. Text, Seite 259.

Die beiden erwähnten Flöten sind mit Verzierungen versehene Bamburöhren, die nach der Art unserer Hirtenpfeifen mit fünf Stimmlöchern versehen sind, doch gibt es ausser ihnen bei den Dayaks noch eine andere Gattung flötenartiger Instrumente (Kleddi), welche in der Weise hergestellt werden, dass man einen Theil der Wand einer ausgehöhlten Labufrucht (Kalebasch) entfernt und in der so entstandenen Oeffnung ein Bündel ungleich langer, dünner Bamburöhren mittelst Wachs oder Klebharz befestigt. Als Mundstück des Instrumentes dient der lange, dünne und hohle Fortsatz der Labu-

¹⁾ Wallace, Der malayische Archipel I, p. 108.

frucht. »Am oberen Ende der längsten Röhre befindet sich ein kurzes Stück Bambu, ohne Zweifel um den Ton in irgend einer Weise zu reguliren.«¹⁾ Das Instrument besitzt einen sympathischen Orgelton. Musikinstrumente von völlig identischer Bauart finden sich sowohl in Indien als auch in China, und ich habe des Vergleiches wegen in Figur 69 drei derartige Instrumente, wovon eines aus China, eines aus Indien und eines aus Borneo stammt, nebeneinandergestellt. Das chinesische »sang« ist in einem sehr instructiven englischen Aufsätze im »Chinese repository« ausführlich beschrieben, woraus ich folgende Stellen dem Wortlaute nach hier folgen lasse: »The sang. Of this, there

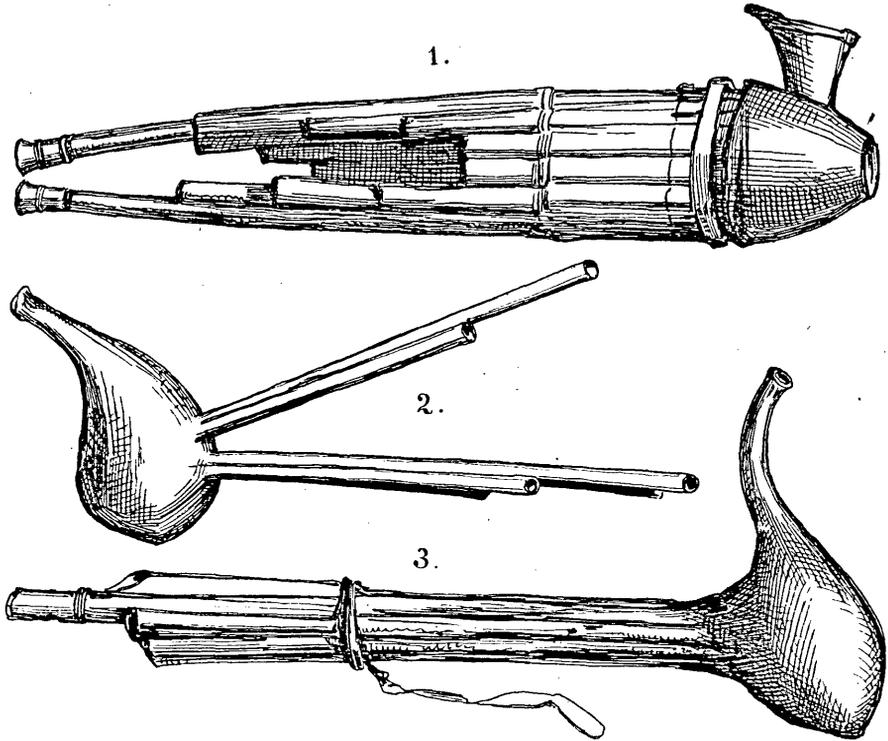


Fig. 69.

Nr. 1. Chinesische Pfeifenharmonika »sing« oder »sang«. (Hügel.)
(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 2947. Orig.-Aufn.)

Nr. 2. Musikinstrument der Mrung. (Riebeck.) Nr. 3. Dayakflöte »suling«. (Dr. Bacz.)
(Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 26247. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 260, 261.

are two sorts figured in the *Urh Ya*; one called the *chaou* or a bird's nest, the other *ho* or sweet concord. It is a collection of tubes varying in length so as to utter sounds at harmonic intervals from each other, and thus to embody the principle of the organ stops, and to form the embryo of that magnificent instrument. Apart from the tubes, we have to establish another analogy with the organ in the presence of a wind-chest, being a simple bowl, into the top of which the tubes enter and are held in their position. The tubes are of five different lengths and correspond in appearance to the very ancient scale of five sounds. A certain number of these tubes are pierced a little above their base to prevent their sounding, except at the will of the performer. Some of these holes look inwards, and seem thus to have been placed out of reach on purpose. —

1) C. Bock, a. a. O., p. 249.

The most convenient position for holding and stopping the instrument is the horizontal. Some practice is necessary to manage the breath successfully as to intension and remission, and still more to stop those ventiges that lie behind. — By a gentle movement of the instrument a beautiful trill will be produced, which combined with the harmonics of the larger sets gives you the organ shake in miniature. I have not met with a single Chinese who knew anything about the sang, save that it was sometimes used in the religious rites performed in honor of Confucius.«¹⁾ Sowohl diese Beschreibung, als auch die in Figur 69 einander gegenübergestellten Zeichnungen beweisen wohl hinlänglich, dass die in Rede stehenden drei Instrumente nichts Anderes sind als im Wesentlichen vollkommen übereinstimmende und selbst in der Gestalt nur wenig von einander abweichende Erscheinungsformen einer und derselben Grundidee, die so alt und deren Herkommen so unsicher ist, dass selbst die Chinesen nichts Näheres darüber zu berichten wissen. Das von mir nach dem Originale gezeichnete chinesische Instrument besteht aus siebzehn ungleich langen Pfefferrohren, die kreisförmig in dem konisch zulaufenden, runden Windkasten stecken, an welchem seitlich ein zierlich gearbeitetes Mundstück angebracht ist. (Inventar-Nr. 2947, Sammlung Hügel; ein zweites, aus dem nördlichen China, von der Novara-Expedition. Inventar-Nr. 3751.) Das indische Musikinstrument, von den Mrung, einem der Hügelstämme von Tschitagong herrührend, stellt die Copie einer Abbildung aus dem Werke von Riebeck²⁾ dar und unterscheidet sich von dem dayakischen »suling« nur durch die unparallele Stellung der in die Kürbisschale eingesetzten Rohre, wozu jedoch bemerkt werden muss, dass sich im Wiener ethnographischen Museum noch eine andere indische Kürbisflöte mit zwei parallelen Pfeifen aus der Sammlung des Raja Tagore aus Calcutta befindet.³⁾

Die Trommeln »ntawan« oder »gandang« der Dayaks bestehen aus schöngeformten, ausgehöhlten Eisenholzblöcken, welche in der Regel mit eingeschnittenen Figuren verziert und mit einem Thierfell überzogen sind, das durch Eintreiben kleiner Holzkeile unter die dasselbe haltenden Rottanbänder nach Belieben gespannt werden kann. Beim Trommeln wird das Instrument zwischen den Beinen festgeklemmt und mit der Hohlhand geschlagen. Nach Veth führen die an der Westküste Borneos in Gebrauch stehenden und daselbst überaus beliebten Trommeln die Namen »ketebung«, »teganung« und »sobang«; sie werden mit der Haut der *Boa constrictor* bespannt und bei festlichen Gelegenheiten in lärmender Weise gehandhabt. »De rebana, mede eene soort van trom of tamboerijn, is hun niet onbekend, maar schijnt van vreemden oorsprong te zijn, gelijk ook de groote en kleinere metalen bekkens, onder de namen van gong en tjanang bekend, die van Java worden ingevoerd, en meer als bewijs van rijkdom, dan om werkelijk tot speeltuig te dienen, worden angekocht.«⁴⁾ Ausser den schon genannten Instrumenten haben die Dayaks, bei denen es an Musik niemals fehlt, noch eine Reihe von verschieden gestalteten Geigen, Lauten, Maultrommeln u. s. w. Geigenartige Streichinstrumente »djimpai« (Bock), »sarunai« (Bacz), »gela« (Veth) werden entweder aus mit Thierhäuten überzogenen halben Kokosnusschalen oder hohlen Eisenholzhalbkugeln oder auch aus halbirten, mit Fischhaut überzogenen Labufrüchten verfertigt, denen ein mit einer oder zwei Rottansaiten bespannter, häufig durch Schnitzereien verzierter Griff angesetzt wird; der aus einem Bambustübchen

1) Chinese repository. Canton 1840, vol. VIII. Lay. Musical instruments of the Chinese, p. 52, 53.

2) Dr. Emil Riebeck, Die Hügelstämme von Chittagong. Berlin 1885. Tafel 15, Fig. 2.

3) Inv.-Nr. 24093. Dieses Instrument führt den Namen »tubri«, skr. Tikiri, die Flöte der Schlangenbeschwörer.

4) Veth, a. a. O., II, p. 244.

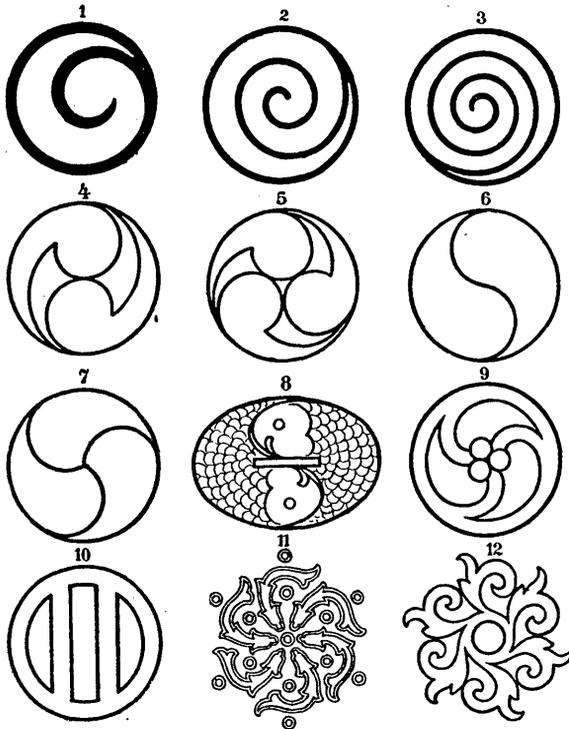


Fig. 70.

Yin- und Yang-Symbole und damit verwandte Ornamentformen.

Vergl. Text, Seite 263.

1. Decor einer Faiencevase aus Kioto. (Bowes.)¹⁾
2. Decor eines Hizen-Gefässes. (Bowes.)²⁾
3. Decor einer Schale aus Borneo (?). (Harmsen.) (Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 31416. Orig.-Aufn.)
4. und 5. Japanische Ornamente aus einem japanischen Musterbuche für kunstgewerblichen Decor.
6. Verzierung eines hölzernen Aufsatzes aus Annam. (v. Scherzer, Ostasiat. Exp. 1870.) (Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 4546. Orig.-Aufn.)³⁾
7. Gelb, roth und blau gemaltes Ornament von einer Toilettedose aus Korea. (Haas.) (Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 21470. Orig.-Aufn.)⁴⁾
8. Verzierte Messingplatte mit Geldeinwurf; vom Utensilienkasten eines herumziehenden Barbiers. (Futschau.) (Oest. Handels-Mus. Wien. Orig.-Aufn.)
9. Zeichnung einer japanischen Schablone. (Dolmetsch.)⁵⁾
10. Seidenstickerei in Gold auf Blau von einer japanischen Rüstung aus Yokohama. (v. Siebold.) (Ethnogr. Mus. Wien. Inv.-Nr. 29925. Orig.-Aufn.)⁶⁾
11. Rosette aus sechs sich um ein Centrum drehenden Fischen. (Collinot.)⁷⁾
12. Rosette aus sechs sich aus einem centralen Kreisring entwickelnden Blättern. Von einem malayischen Stoffe. (Hagen.) (Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 22650. Orig.-Aufn.)

1) James Lord Bowes, Japanese marks and seals. London 1882, Nr. 338, p. 155, »the makers mark«.

2) Ebendasselbst, Nr. 125, p. 84. »Hizen pottery. Scratched upon a flower pot of old Hirato stoneware.«

3) Vollkommen identisch mit in Roth und Blau ausgeführter Malerei auf einer koreanischen Flagge, dem Wesen nach ganz gleich mit dem in Du Sartel, La porcelaine de Chine, abgebildeten Decor vom Innern eines chinesischen Tellers (p. 81, Fig. 53.) — »A l'intérieur d'un anneau dans lequel sont rangés circulairement les Pa-Koua; et au centre, d'une rosace formée par la réunion du Yang et du Yin. Marque en cachet imprimée dans la pâte: Ta-Thsing-Yong-tching-nien-tchi (1723—1736) Collection Du Sartel.«

4) Vollkommen übereinstimmend mit dem Decor einer koreanischen Kopfröhle im österreichischen Handelsmuseum zu Wien. In Korea häufig. Wird auch als koreanisches Wappen bezeichnet.

5) Dolmetsch, Japanische Vorbilder. Japanische Schablonen aus der Sammlung des Herrn Professor Bälz in Tokio. Dem Wesen nach vollkommen übereinstimmend mit den gothischen Masswerkverzierungen, welche unter dem Namen der Flamboyantmuster in der französischen Architektur des Mittelalters beliebt waren. (Lübke, Geschichte der Architektur, p. 467, 468.)

6) Japanisches Zahlzeichen, Familienwappen, Abzeichen der Feuerwehrmänner in Japan nach brieflicher Mittheilung des Secretärs der japanischen Gesandtschaft in Wien, Herrn Tannahassi; die kreissegmentartigen Orakelhölzer, welche von den fruchtbarkeiterfehrenden Hindufrauen in die Höhe geworfen werden, um aus der Art ihres Fallens und aus ihrer Stellung zueinander Prophezeiungen abzulesen, bilden die Form der beiden Seitentheile des Ornaments — das weibliche Princip — zwischen welche der Mittelbalken — das männliche Princip — eingeschoben ist. (Nach mündlicher Mittheilung des Herrn Consuls Jos. Haas in Schanghai.) Dasselbe Gebilde in J. L. Bowes, Japanese marks and seals auf p. 208, Nr. 512, »stamped upon an Ash Bowl of Bizen Hitasuke ware, said to have been made about 1579 A. D. The mark of the makers.«

7) Collinot et Beaumont, Ornaments arabes. Recueil de dessin pour l'art et l'industrie. Paris 1882. »Rosace pour plafonds«, Pl. 9.

bestehende Bogen ist ebenfalls mit einem dünnen Rottanfaden bespannt. »Dit eenvoudig instrument staat tot de sierlijke, tweesnarige, ivoren rebab der Javanen in dezelfde verhouding als de beschaving der Dajaks tot die van Java.« (Veth.) Auch bei den Chinesen kommt ein den dayakischen Djimpai's vollkommen ähnliches, dreiseitiges Instrument »san heen« vor, das einen trommelförmigen, cylindrischen, mit der Haut der Tanschlange bespannten Körper und einen langen Griff besitzt. (Lay.)

Von den Verzierungen auf Bambu bestehen die meisten aus einfachem Linien-decor; doch werden manche derselben dadurch zur Bedeutung von Flächenelementen ausgebildet, dass die glatte Bambooberfläche an einzelnen Ornamentfeldern oder im Ornamentuntergrunde vollkommen abgeschabt und mit Drachenblut roth gefärbt oder auf andere Weise farbig zur Geltung gebracht wird. (Tafel 1, Nr. 9 und 14, Tafel 9, Nr. 10 etc.) Nr. 9 der ersten Tafel stammt von einem Feuerzeug und ist die Umsetzung des Ornamentes von Tafel 3, Nr. 1 ins Geradlinige. Die Feuerzeuge »tali api« bestehen aus kleinen Labufrüchten und Bambudöschen zum Aufbewahren von Tabak, Sirih, Kalk etc. und werden nebst allerlei Talismanen am Gürtel getragen. Ornamente von den zu solchem Zwecke verwendeten kleinen Büchchen sind Tafel 1, Nr. 9; Tafel 6, Nr. 2; Tafel 7, Nr. 3, 4, 9, 14; Tafel 8, Nr. 7, 8. Einen grossen Reichthum an schönen Verzierungen weisen die Bein- und Holzschnitzereien an den Griffen und Scheiden der Messer, Dolche und Schwerter, sowie die geschnitzten Lanzenschäfte auf. Geometrischer Decor ist, wie schon einmal erwähnt, selten (Tafel 1,

Nr. 5, 6; Tafel 2, Nr. 3, 8, 15; Tafel 8, Nr. 3); gewöhnlich sind diese Schnitzarbeiten in freien und geschmackvollen Arabesken-gewinden ausgeführt. Muster solcher Verzierungstechnik befinden sich auf Tafel 6, Nr. 4, 9, 10, 11, Tafel 7, Nr. 8, 10, 16, 17, Tafel 9, Nr. 7, 11, 12, 13 und Tafel 10, Nr. 12. — Die Formen auf Tafel 7, Nr. 16, 17 und Tafel 9, Nr. 7, 12, 13 sind Beispiele für das Vorkommen der eingehängten Spiralen, Tafel 9, Nr. 11 erinnert auffallend an chinesische Decorationsmotive. Ein an diesem Platze sehr bemerkenswerthes Ornamentgebilde ist Tafel 10, Nr. 12. Diese Form, wenn auch, wie das damit geschmückte Object zweifellos verräth, von einem Dayak-künstler, sei es nun mit oder ohne Kenntniss von deren symbolischer Bedeutung, zur Ausschmückung eines thierkopfähnlichen Dolchmessergriffes benützt, ist das in China und Japan in zahlreichen Varianten auftretende Zeichen für die unerschöpflich fortzeugende Vereinigung des männlichen und weiblichen Principes, welches unter dem Namen des Yin- und Yang-Symbols unzählige, verschiedengestaltete Wiederholungen sowohl im Decor mannigfacher Gebrauchsgegenstände, als auch in mystischen Signaturen philosophischen Charakters gefunden hat. Ich habe in Figur 70 eine Collection verschiedener Varianten des Yin- und Yang-Symbols und damit verwandter, vielleicht auch daraus abgeleiteter Ornamentformen zusammengestellt, von welchen Nr. 1, der Vasendecor aus Kioto, bis auf das Fehlen der Blattspitzen der das Symbol bergenden Lotosblüthe mit dem in Rede stehenden Dayakornamente fast völlig identisch ist. Ebenso zeigt Nr. 3 den Decor einer Schale aus Borneo; es erscheint mir aber zweifellos, dass diese Schale chinesisches, von den Dayaks käuflich erworbenes Fabricat ist, da die dayakischen Töpfereien, von welchen weiter unten die Rede sein wird, eine durchaus anders geartete Mache aufweisen. Es ist hier nicht der Ort, die Ableitungen der verschiedenartigen Yin- und Yang-Symbole, sowie deren ideellen Zusammenhang mit dem



Fig. 71.

Ornament von einem Bronze-Buddha der Laos in Siam. Tscheng-Hai. (C. Bock.)

(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 19078. Orig.-Aufn.)

Vergl. Text, Seite 265.

Mysticismus der »acht Diagramme« und mit den indischen Linga- und Yoni-Darstellungen weiter zu verfolgen;¹⁾ so viel kann wohl als sicher betrachtet werden, dass das auf Tafel 10, Nr. 12 dargestellte Dayakornament nichts weiter als eine slavisch nachgebildete Copie eines (vermuthlich chinesischen) seiner Bedeutung nach vielleicht gar nicht verstandenen Vorbildes ist. Die Schnitzmesser »lunga«, welche fast immer schön gearbeitete Hirschhorngriffe und ornamentirte, manchmal auch mit Drachenblut gefärbte Scheiden haben, werden an Schnüren neben dem »tali api« am Gürtel getragen. Diese Messer werden zu den mannigfaltigsten Zwecken verwendet, und namentlich die schön geschnittenen und geritzten Ornamente auf Holz, Bein und Bambu, welche den Hauptinhalt der Tafeln 6, 7 und 9 ausmachen, verdanken ihre Entstehung nur den »lungas«.

Die Schnitzereien und Gravirungen werden mit den umgekehrten, mit der Schneide nach aufwärts gerichteten Messern ausgeführt, und so unpraktisch und plump diese Werkzeuge auch zu sein scheinen, erweisen sie sich doch in den geschickten Händen der Dayaks für die feinsten, graziösesten und sorgfältigsten Ausführungen verwendbar. Grössere Arbeitsmesser, Hackmesser oder »parangs«, welche meist in zweigetheilten Scheiden stecken, die durch Rottanbänder zusammengehalten werden müssen, werden wie Schwerter an der linken Seite getragen und gehören zu den wichtigsten Haushaltungswerkzeugen, da die Dayaks mit ihnen Bäume fällen, Balken schneiden, Holz spalten, Cocosnüsse öffnen, Schweine und Hühner schlachten, Padi (Reis) ernten etc. Im Nothfalle müssen sie sich wohl auch als Vertheidigungswaffen verwenden lassen. Die eigentlichen Waffen der Dayaks sind jedoch die Mandaus oder Koppensneller, Dolchmesser, Blasrohrlanzen und Pfeile. Die Griffe und Scheiden der Mandaus, die Pfeilköcher und Lanzenschäfte sind in der Regel durch Schnitzereien und Ritzungen mehr oder weniger reich verziert. (Tafel 2, Nr. 3 und 8; Tafel 6, Nr. 4; Tafel 7, Nr. 10; Tafel 8, Nr. 3 und 21; Tafel 9, Nr. 7, 11, 12, 13.) Meisterwerke edelster Ornamentation sind ausserdem in der Wiener Sammlung eine zur Verfertigung der bunten Jackensäume dienende gravirte und gefärbte Wirknadel »sulat«, deren reizvoller Decor aus der einfachen Gegenüberstellung zweier rhythmischer Kymareihen längs einer Symmetralen entsteht (Tafel 9, Nr. 9), die originelle, auch aus dem doppelten Wogenlauf abgeleitete Kammverzierung (Tafel 10, Nr. 1) und die schönen Spinnrad-, Ruder- und Sargschnitzereien. (Tafel 2, Nr. 4; Tafel 6, Nr. 5, 15, 16, 18; Tafel 7, Nr. 1, 11, 12; Tafel 8, Nr. 11; Tafel 9, Nr. 2, 6; Tafel 10, Nr. 4, 5, 11.) Die Spinnradverzierungen sind in Eisenholz geschnitzt und bestehen aus zahlreichen Arabesken, aus Thierfiguren und Menschenköpfen; die Ruder, gleichfalls aus Eisenholz verfertigt, zeichnen sich ebenso

1) Häufig wird die Vereinigung von Linga und Yoni nicht durch die bekannten plastischen Darstellungen, sondern durch blos schematisch gezeichnete Contouren versinnlicht, welche aus zwei concentrischen Kreisen bestehen, oder aus einem aufgeschlitzten Kreise, in welchen eine am Ende knopfartig verdickte Gerade eindringt etc. Während also in den plastischen Gebilden dieser Art Mahādeva durch einen cylindrischen, normal auf die lyraähnliche Yoniplatte gestellten Stein repräsentirt ist, »this other and poorer type is without the upright, and is apparently a conventional rendering, or sketch of these symbols, roughly cut on the stone, the inner circle representing the Mahādeo, the outer circle the Yoni. . .« J. H. Rivett-Carnac, *Archaeological notes on ancient sculpturings on rocks in Kumaon, India*. Calcutta 1879, p. 4. Vergleiche hierüber auch desselben Verfassers Abhandlungen »On masons' marks« (*Indian Antiquary*, Dec. 1878) und »Prehistoric remains in Central India.« (Calcutta 1879.) Du Sartel (p. 82) erklärt diese auf chinesischen Töpfereien nicht seltene Darstellung: »Ce signe symbolise la réunion de forces créatrices, le Yang et le Yin, l'une, positive, mâle et noble, l'autre négative, ou plastique et femelle,« und im *Chinese repository* (Canton 1841), vol. X, p. 49, heisst es: »Gods are the noble (yang) spirits of heaven, demons are the ignoble (yin) effluence of the earth. The sun is the focus of all the male principles. The moon is the type of great female principle.«

wohl durch gefällige, handliche Formen, als auch durch passende und geschmackvolle Decoration aus; die Särge, auf ihrer ganzen Oberfläche mit Schnitzwerken vollkommen bedeckt, werden aus halbirten, ausgehöhlten Baumstämmen trogartig gebildet und für durch Tapferkeit und Verstandeskkräfte hervorragende Stammesgenossen je nach dem Ansehen derselben in mehr oder weniger reicher Durchbildung angefertigt. Die Sargdecoration auf Tafel 9, Nr. 2, zeigt die schematische Darstellung eines von Krokodilen belebten Sumpfes; ein dichtes Gewirr ineinander verschlungener, reich verästelter Wasserpflanzen bedeckt die cylindrisch gebogene Fläche, und zwischen den an siamesische Ornamentgebilde (Figur 71) erinnernden, seltsam eingerollten Blattbündeln lassen sich vereinzelt Darstellungen von lotosartigen Blüten und Blütenknospen in Profil- und Frontalansicht erkennen. Da im ostindischen Archipel die Todtenverehrung und insbesondere der Ahnencultus die Hauptgrundlage aller religiösen Handlungen und fast die einzige einheimische Cultusform darstellt, was bereits bei der Besprechung der sculptirten Todtenbildnisse ausführlicher erörtert worden ist, so erklärt sich die grosse Sorgfalt, welche auf eine reiche, künstlerische Ausstattung der Särge verwendet wird, ganz von selbst. Der Ahnencultus ist in gleicher Weise wie auf Borneo fast auf allen Inseln der Bandasee, bei den Igorroten, im Tenggergebirge auf Java, bei den Battas, auf Nias, bei den Topantunuasu in Central-Selebes und bei den Alfuren von Halmahéra anzutreffen¹⁾; er kommt also in allen Theilen des Archipels, ausserdem aber auch in China und Japan vor. In China reicht der Ahnencultus bis in die graue Vorzeit zurück und bildete daselbst von jeher eine Grundsäule der chinesischen Gesellschaft. Die bei den Chinesen gebräuchlichen Ahnenbildnisse wurden zugleich als die Träger der Geister der Verstorbenen betrachtet.²⁾

Aehnlich liegen die Verhältnisse in Japan, wo der Ahnencultus die in Ostasien weit verbreitete Sitte der Adoption zu einer geheiligten Staatseinrichtung erhob, und wo der religiöse Zweck der durch die Adoption gesicherten Erhaltung der Familien zu allen Zeiten vornehmlich darin bestand, »die Fortdauer der den Vorfahren bestimmten Opfer zu sichern. — In China wie in Japan gab und gibt es deshalb wegen des Ahnencultus kaum ein grösseres Unglück für den Familienvater, als keinen Sohn zu haben, da es dann an Jemand fehlte, den Vorfahren Opfer zu bringen, damit dieselben in der Unterwelt nicht ewiglich hungern und dürsten müssen.«³⁾ Es wird auch schwerlich in irgend einem Lande auf die ununterbrochene, allerdings häufig nur durch die Adoption ermöglichte Erbfolge ein so hohes Gewicht gelegt wie in Japan, und von dem Geschlechte des Mikado behauptet man mit Stolz: »Since the heavenly ancestors established the foundations of the country, the imperial line has not failed for ten thousand years.«⁴⁾

Die Verwendung der Krokodilfigur zur Sargdecoration dürfte sich auf die im ostindischen Archipel allgemein verbreitete Krokodilverehrung und auf eine mit derselben im Zusammenhange stehende Transmigrationsidee zurückführen lassen. Der Glaube an eine Verwandtschaft des Menschen mit dem Krokodil findet sich bei den Malayen von Sumatra, bei den Battas, Javanen, Bugis und Makassaren, bei den Tagalen auf Bangka, Timor, Buru, Aru u. s. w. So fürchten sich die Javanen in der sicheren Voraussetzung, dass ihnen ihre »Grossväter« und »Väter« nichts Böses zufügen werden, beim Baden keineswegs vor Krokodilen, und auf Borneo werden diese Reptilien, welche (nach Harde-

1) Dr. M. Uhle, Holz- und Bambus-Geräthe aus Nord West Neu Guinea. Leipzig 1886, p. 3.

2) Dr. J. Kohler, Rechtsvergleichende Studien. Berlin 1889, p. 183.

3) Rein, Japan. Leipzig 1881, Bd. I, p. 490, 491.

4) F. O. Adams, The history of Japan. London 1874, vol. I, p. 6.

land, Wörterb. p. 24, s. v. badjai) zeitweise menschliche Gestalt annehmen können, nur getödtet, wenn es die Blutrache erfordert; das Tragen von Krokodilzähnen als Amulet ist in ganz Borneo gebräuchlich,¹⁾ und Weddik berichtet über ein Thier mit Krokodilkopf und einem Menschenkopf im Rachen, welches neben einem Sarge bei den Modangs



Fig. 72.

Tibetanische Verzierung von einem mit Messing beschlagenen eisernen Tintenzeug. (Dr. Stoliczka?)

(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 4595. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 268.



Fig. 73.

Tibetanische Verzierung von einem mit Messing beschlagenen eisernen Tintenzeug. (Dr. Stoliczka?)

(Ethn. Mus. Wien. Inv.-Nr. 4595. Orig.-Aufn.) Vergl. Text, Seite 268.

figuren, wie solche in den Krokodilgestalten der besprochenen Sargverzierungen und in der Bordüre auf Tafel 6, Nr. 18 ersichtlich sind, doppelt auf. Von anderen, durch Schnitzarbeit oder Ritzung verzierten Gegenständen sind noch Töpferschlägel (Tafel 2, Nr. 1), Eisenholzformen zum Giessen der Bleiknöpfe (Tafel 2, Nr. 7), Armbänder (Tafel 6, Nr. 12), Prauen (Tafel 6, Nr. 13, 14) und die durch oft reiche Ornamentik geschmückten Menschenschädel zu erwähnen. Einen Schädeldecor einfacher Art, blos aus einigen eingeritzten Curven bestehend, welche ein Gebilde umgrenzen, das auffallend an die schematischen Darstellungen der Fledermäuse (Glücksymbole, fô²⁾) in Erzeugnissen des chinesischen Kunstgewerbes erinnert, habe ich in Tafel 9, Nr. 4 beigebracht.

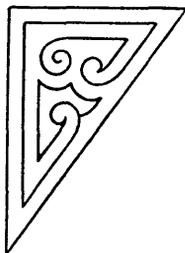


Fig. 74.

Ornament von einer japanischen Vase in Email cloisonné.

(Herdtle.)

Vergl. Text, Seite 268.

Interessante Beispiele dieser Art von reicher und überaus complicirter Ausführung enthält das Völkermuseum zu Berlin.

Herr Dr. Robert Sieger hatte die Freundlichkeit, mir ausführliche briefliche Mittheilungen über die von ihm eingehend untersuchten Objecte des Berliner Völkermuseums zu übersenden, aus welchen ich über die ornamentirten Dayakschädel Folgendes entnehme.

An einem der mit eingeschnittenen Ornamenten verzierten Schädel sind die erhöhten Bandornamente schwarzbraun gefärbt, und werden die Grenzen der verschiedenartige Motive enthaltenden Verzierungsfelder, welche durch das Stirnbein und die beiden Seitenwandbeine repräsentirt sind, durch die Kopfnähte gebildet; ebenso ist am Hinter-

in Kutai aufgestellt war. Dieselbe Scheu vor dem Tödtten der Krokodile, welche die Dayaks auszeichnet, finden wir auch auf Mysore, Madagaskar und Timor. »Die Bewohner von Kupang auf Timor haben eine unüberwindliche Furcht vor dem Tödtten von Krokodilen und beten bei getödteten.« (Uhle, a. a. O., p. 6.) Einen ähnlichen Thierglauben finden wir wieder bei den Papuas der Geelvinkbai. Zufolge der ausgesprochenen pflanzlichen und geometrischen Richtung der Dayakornamentik fällt das Auftreten fast unstilisirter, vereinzelter Thier-

¹⁾ Aan de tanden van den krokodil hechten zij eene bijzondere waarde. Wanneer zij deze bij zich hebben, achten zij zich onkwetsbaar en voor rampen beveiligd, terwijl zij, zelfs in geheel ongebaande streken, alsdan nimmer zullen verdwalen. Veth, a. a. O., II, p. 314.

²⁾ Du Sartel, a. a. O., p. 109.

hauptbeine ein kleines viertes Ornament durch die Sutura lambdaidea von den übrigen abgesondert; die beiden Gesichtspartien weisen verschiedengestalteten Decor auf; besonders bemerkenswerth die schöne Umrandung der Augenhöhlen. Die Ornamentmotive sind concentrische Kreise und stilisirte Pflanzenformen. An einem zweiten Schädel wurden die Ornamentzwischenräume durch Abschaben der Knochenmasse zu vertieften Feldern gestaltet, welche (wahrscheinlich mit Drachenblut) roth gefärbt sind. »Die Eintheilung schliesst sich hier an die Nähte nur ungefähr an.« Kreistangentenornamente zum Theile, namentlich an den Gesichtsknochen, vermitteltst leicht eingeritzter Linien nur skizzirt. An einem dritten Schädel ist der Gesichtstheil (durch Bossirung?) künstlich hergestellt und mit einem leichten Metallüberzuge versehen. Die Abtheilung der Ornamentfelder ergibt in der Mitte des Schädeldaches einen kreuzförmigen Raum, von welchem aus der Decor symmetrisch vertheilt ist; »aber die Abtheilung selbst, der die vier Theile trennende, ornamentlose Raum, entspricht nicht genau der Naht, das Ornament greift gelegentlich über.« Das Stirnbein ist gesondert behandelt und enthält ein viertheiliges, symmetrisches Blattornament. Ein anderer Schädel ist nicht nur am Gesichtstheil, sondern auf seiner ganzen Oberfläche mit Metall überzogen und enthält stilisirte Pflanzenornamente. — Die Gewohnheit des Koppensnellens »ayau«, »kayau«, welche bei so vielen Völkern des Archipels angetroffen wird, deren einziger Zweck die Erbeutung von Menschenschädeln ist, und über deren Vorkommen bei den Tauriern der Krim auch Herodot berichtet, hat gewiss nicht in unsinniger Grausamkeit und Mordlust ihre Veranlassung und findet ihre hauptsächlichste Erklärung in der bei diesen Völkern nachgewiesenen Existenz religiöser Wahnbegriffe und eines bis zur Masslosigkeit gesteigerten Aberglaubens.

»Dat het 'ajau' van oorsprong een min of meer godsdienstige instelling is, zou ik ook dááruit afleiden, dat men algemeen in de Koeteische bovenlanden, waar het koppensnellens door den Sultan vrij wel is onderdrukt, klaagt over groote rampen en tegenspoeden, in de laatste jaren ondervonden, zooals misoogst, ziekten, enz. en deze toeschrijft aan ontevredenheid der geesten over het niet meer brengen van menschenoffers.«¹⁾ Sicherlich haben auch noch andere allgemeine Grundzüge der menschlichen Natur zur Entwicklung dieses Gebrauches beigetragen, so derjenige der Eitelkeit, der des Stolzes über verübte Heldenthaten und jener der Freude der Frauen über den Besitz wehrhafter, unerschrockener, kampfbereiter Männer. »Bekend is de bewering van vele schrijvers dat onder de Dajaks geen meisje hare hand zal geven aan een man, die haar niet minstens één afgesneden hoofd als bewijs van zijn heldenmoed kan aanbieden.«²⁾

Es gibt verschiedene Gelegenheiten, bei denen das Koppensnellens den Mitgliedern eines Dayakstammes zur heiligen Ehrenpflicht gemacht wird; solche Fälle treten ein beim Tode eines Radja, in manchen Gegenden bei Sterbefällen überhaupt, bei Hochzeiten, bei der Geburt eines Sohnes u. s. w. Bei dem Tode des Stammesoberhauptes wird oft eine bedeutende Zahl von Menschenopfern gebracht, in der Voraussetzung, dass die Seelen der Enthaupteten der Seele des abgeschiedenen Radjas als Diener und Sklaven ins Jenseits folgen, ihm dort seine Waffen nachtragen und in jedem Betracht zu seinem Befehl stehen. (Low). Für jeden bei einem Stamme geschnehten Kopf fordert die Blutrache den entsprechenden Ersatz, und das gegenseitige Morden würde daher niemals zu einem

1) Tromp, Uit de Salasila van Koetei. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië XXXVII, 70.

2) Veth, a. a. O., II, 277.

Abschlusse gelangen, wenn nicht obrigkeitliche Verordnungen demselben Inhalt geböten.¹⁾

Die Behandlung der geschneitten Köpfe ist bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden. Im Gebiete von Brunai werden dieselben mit allerlei Liebkosungen überhäuft, es werden ihnen Ehrenbezeichnungen erwiesen, reiche Mahlzeiten dargebracht, Sirihblätter, Betelnüsse, ja selbst Cigarren in den lippenlosen Mund gesteckt; und das geschieht Alles nicht etwa aus leichtfertigem Spott, sondern mit jenem heiligen Ernste, den nur die religiöse Ueberzeugung zu verleihen im Stande ist. »Sommige stammen beware de hoofden met vleesch en haar, andere ontdoen ze van beiden en stellen zelfs een stuk hout in de plaats der onderkaak. Soms worden zij met witte of roode strepen beschilderd of met antimonium zwart gemaakt, somtijds ook in tin gevat, en niet zelden worden de oogkasten met schelpen gevuld.« (Blume.) Vergleiche über dieses vielbearbeitete, hier nur flüchtig berührte Thema unter Anderem A. B. Meyer's Versuch, den Cultus von Feindesschädeln aus einem Ahnenschädeldienste abzuleiten. (Ausland, 1882, 323.)

Zum Schlusse der hier mitgetheilten Bemerkungen über die dayakische Schnitzornamentik muss ich noch anfügen, dass einige der Bamburitzungen und Holzschnitzereien (Tafel 6 und 7) eine weitgehende Verwandtschaft mit den in Figur 72 und 73 dargestellten, an chinesischen Decor erinnernden Verzierungen aus Tibet aufweisen, und dass einfache Dreieckfüllungen, wie an den Spinnradmustern Tafel 10, Nr. 5 und 11, auch in ähnlicher Form (vergl. Figur 74) an japanischen Arbeiten in Email cloisonné gefunden werden können.

C) Metallarbeiten.

Die meisten der hier in Betracht kommenden Gegenstände verdanken ihre Herstellung der Schmiedetechnik und gehören jener Gruppe von Waffen und Werkzeugen an, welche die Dayaks zum Theile aus dem von ihnen selbst gewonnenen vorzüglichen Eisen Borneos, zum Theile aus von chinesischen Händlern oder an den Küstenplätzen erworbenem englischen Rohmaterial mit Verständniss und grossem Geschick anzufertigen wissen.

Eisen von ausgezeichneter Qualität kommt an mehreren Punkten der Insel vor und bildet trotz der wenig rationellen Art der Ausbeutung in manchen Districten sogar einen Handelsartikel. So beziehen die malayischen Eisenschmiede auf der Bahan ihr Eisen vom Duson Ulu;²⁾ Hunt erzählt von einem ausgedehnten, sehr ergiebigen Eisenerz im Matan-Districte, wo das Metall in gediegenem Zustande, frei von allen Zusätzen oder Verunreinigungen gefunden wird, und das in der gleichmässigen Güte seiner Qualität den Vergleich mit dem besten schwedischen Eisen aushält; auch von dort findet eine theilweise Ausfuhr statt, obzwar die Nähe der Goldminen dieser Gegend und der Mangel einer thatkräftigen Regierung die Production schmälern und die Ergiebigkeit der Ausbeutung ungünstig beeinflussen; vom Duson beziehen auch die Bekompayer

1) »Human heads are suspended over us as we write. As usual, they are ornamented with various figures, carved in the bone with a knife, and with bunches of leaves of the rattan. Among the heads is a small bowe, carefully tied up with cord. On inquiring its use and meaning, we are told that it is a challenge from a rival Dyak kampong of the Mempawa region. This seems to be an emblem chosen by common consent, as a warning for any village receiving it, to look out for their heads.« Pohlman's tour in Borneo. Chinese repository. Canton 1840, vol. VIII, p. 300.

2) Breitenstein, Mitth. der geogr. Gesellsch. Wien, XXVIII, 1885, p. 243.

ihr Eisen; die Waffen von Nagara sind im ganzen Orient bekannt.¹⁾ Spenser St. John erzählt in seinem Berichte über die Kayans von Baram: »I procured to-day a packet of the iron they use in smelting; it appeared like a mass of rough, twisted ropes. They use, also, two other kinds, of which I did not obtain specimens.«²⁾ und schildert die Gewinnung des Metalls in folgender Weise: »I may remark that their iron ore appears to be easily melted. They dig a small pit in the ground; in the bottom are various holes, through which are driven currents of air by very primitive bellows. Charcoal is thrown in; then the ore, well broken up, is added and covered with charcoal; fresh ore and fresh fuel, in alternate layers, till the furnace is filled. A light is then put to the mass through a hole below, and, the wind being driven in, the process is soon completed.«³⁾ Die Blasebälge »rapun«, deren sich die Dayaks zum Schmelzen und zum Glühendmachen des Eisens bedienen, bestehen der Hauptsache nach aus zwei Saugröhren mit den dazugehörigen Kolben, zwei kurzen Bamburöhren und einem durchlöcherten Lehmziegel. Die Saugröhren sind aus walzenförmig abgerundeten, ausgehöhlten Eisenholzblöcken gefertigt, beiläufig einen Meter hoch, unten geschlossen und stossen die durch mit Baumwollfransen umdichteten Kolbenscheiben nach abwärts gepresste Luft in die beiden über dem unteren Ende seitlich angesetzten Leitungsröhren und von da in den Feuerraum.⁴⁾ Die bemerkenswerthesten und kunstreichsten Schmiedearbeiten der Dayaks sind die Mandaus. Ueber die Herstellungsweisen, Arten, Benennungen und Verzierungen derselben hat S. W. Tromp⁵⁾ eine eingehende Abhandlung veröffentlicht, welcher ich die im Nachfolgenden angeführten Details entnehme; dasjenige, was dabei unter Einem über die Mandaugriffe mitgetheilt werden muss, gehört allerdings nicht in das Gebiet der Metalltechnik, wurde aber der besseren Uebersichtlichkeit wegen doch in dem natürlichen Zusammenhange belassen. Ein guter Mandau ist in Kutai kostbar; man nimmt dazu das Kenya-Fabricat von Poh-kedjin, dem unabhängigen Berglande am Ursprunge des Kayanflusses in Central-Borneo. Die roh gearbeiteten Mandaus von Poh-kedjin werden in den Oberlanden von Kutai mit 10 bis 12 holländischen Gulden bezahlt und bilden von dort aus einen gesuchten Handelsartikel. Jemand, der auf einen guten, verlässlichen Mandau Werth legt, kauft daselbst das derbe, ungeschlachte Fabricat und überlässt dasselbe zur gründlichen Erprobung der Güte des Materials einem Baumfäller, welcher damit das Gehölz behufs Urbarmachung des Landes ausrodet. Hat ein solcher Ladangbauer den zu untersuchenden Mandau während einiger Jahre in der angegebenen Weise gebraucht, und hat das Eisen selbst durch Kappen des härtesten Holzes keinen Schaden genommen, dann beginnt erst die eigentliche feine Bearbeitung, welche darin besteht, dass der Mandau auf der einen Seite hohl geschabt und auf der andern Seite flach geschliffen

1) Hunt's Sketch of Borneo or pulo Kalamantan in Keppel, Expedition to Borneo I, p. 403.

2) S. St. John, a. a. O., vol. I, p. 123.

3) Ebendasselbst, vol. I, p. 131, 132.

4) Eine mit dem hier Gesagten in allem Wesentlichen übereinstimmende Beschreibung der dayakischen Essen gibt Keppel in seinem schon mehrfach citirten Werke »Expedition to Borneo«, vol. I, p. 65: »The Dyaks, as is well known, are famous for the manufacture of iron. The forge here is of the simplest construction, and formed by two hollow trees, each about seven feet high, placed upright, side by side, in the ground; from the lower extremity of these, two pipes of bamboo are led through a clay-bank, three inches thick, into a charcoal-fire; a man is perched at the top of the trees, and pumps with two pistons (the suckers of which are made of cocks' feathers), which being raised and depressed alternately, blow a regular stream of air into the fire.«

5) S. W. Tromp, Mededeelingen omtrent mandaús. Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. I, Heft 1, 1888, p. 22 ff.

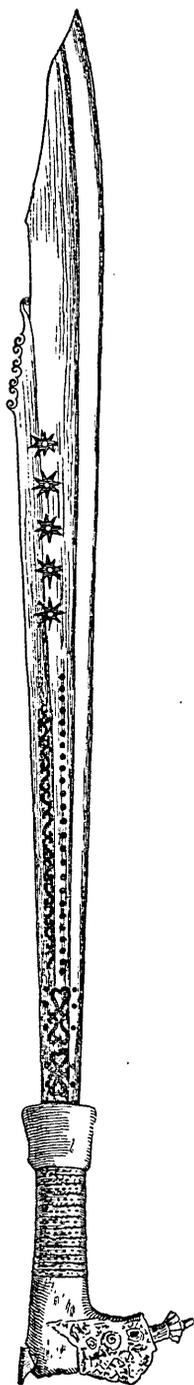


Fig. 75.
Mandau des
Sultans von Kutai.
(Tromp.)
Vergl. Text, S. 270, 271.

wird. Das Schaben und Schleifen geschieht aus freier Hand mit Steinen von gröberem und feinerem Körne, und da diese Arbeit sehr zeitraubend ist, so muss sie durchschnittlich mit 50 holländischen Gulden bezahlt werden. — Die Mandaus von Kutai unterscheiden sich von jenen des mehr nördlich gelegenen Berau dadurch, dass die ersteren den Griff in der geraden Fortsetzung der Klinge haben (Figur 75), während bei den letzteren der Rücken der Klinge ein wenig nach oben abbiegt. In Kutai hat man zwei Hauptsorten von Mandaus; die erste, leichte, kleine Sorte wird von den im Süden und Osten wohnenden Tundjung-, Bentian- und Benuwa-Dayaks, die zweite, schwere und grosse Sorte wird von den Modang-, Bahau-, Kenya-, Kayan-, Penhing- und Punan-Dayaks, sowie in dem Flachlande von Kutai gebraucht. Der Mandau ist ebensowohl als Waffe, wie als Werkzeug verwendbar; der Gebrauch, der von ihm gemacht wird, ist ein sehr vielfältiger; er gehört für jeden Dayak zu den unentbehrlichsten Dingen und fehlt nie bei der täglichen Ausrüstung; »bovendien heeft hij het voordeel dat tal van vrouwen met het vervaardigen zijner versierselen (kralen garnituren) geld verdienen kunnen; te Tengaroeng kwam dit menig huis gezin zeer te stade.« (Tromp, p. 23.) Die Kayan-Mandaus sind concav auf der Ober- und convex auf der Unterseite und werden nach Wunsch des Bestellers entweder rechtshändig oder linkshändig angelegt. Ein solcher Mandau ist ein gefährliche Instrument in der Hand des Ungeübten; »for if you cut down on the left side of a tree with a right-handed sword, it will fly off in a most eccentric manner; but, well used, it inflicts very deep wounds, and will cut through young trees better than any other instrument.« (St. John, a. a. O., I., 131.) In Bezug auf die Form der Mandauklingen herrscht, namentlich was die Art und Weise des Ablaufs gegen die Spitze betrifft, eine ziemliche Verschiedenheit. Da sich die Klingen vom Ansatz des Griffes gegen die Spitze zu continuirlich verbreitern, so wird der im Allgemeinen einigermassen jähe Abfall des oberen Klingenrandes auf verschiedenartige Weise, häufig mit Zuhilfenahme kunstreicher Verzierungen bewerkstelligt. Die so entstehenden Varianten der Klingensform, welche uns einen hohen Begriff von der Entwicklung der dayakischen Schmiedetechnik zu geben vermögen, führen verschiedene Namen, so heisst im Longwai-Dayakischen eine in geraden einfachen Linien begrenzte Klinge »leng« oder »monong«, eine solche, wo die Curven des Abfalls bis fast zur Spitze reichen (Figur 76, a), »lidjib«, eine solche, wo die Verzierungsmotive noch auf der Höhe des Schwertrückens endigen (Figur 76, b), »li-potong« etc. Selbstverständlich ist hierbei auch die Art der Curvenkrümmung und Zusammensetzung nicht ohne Belang, und die zarten Spiralen, welche dem Schmiedeeisen zur Darstellung reicher oder zierlicher Klingensilhouetten abgerungen werden, contrastiren manchmal seltsam mit der rauhen, blutigen Bestimmung dieser Mordwerkzeuge. (Figur 75.) Bei der feinen Ausführung der Klingen werden auf den Seitenflächen derselben verschiedenartige Ver-

zierungen mit Kupfer oder Silber eingelegt, unter welchen kleine, in Reihen angeordnete kreisförmige Stifte, die entweder durch die halbe oder auch durch die ganze Klingendicke reichen, die gewöhnlichsten sind.

Die Annahme, dass jedes der auf der Schwertfläche angebrachten Metallscheibchen einen mit dem verzierten Mandau geschliffenen Kopf bedeute, und dass daher diese Ornamentreihen nur eine Art Mordregister zu repräsentieren hätten, dürfte wohl aus verschiedenen Gründen zu bezweifeln sein; eine zweite Verzierung ist das sogenannte »mata djoh« (vgl. Tafel 6, Nr. 2), eine dritte »mata kalong« (die S-förmig gekrümmten Spiralen unmittelbar unter dem Griffe auf Figur 75) und eine vierte »tap-set-sien« (siehe die fünf sternförmigen Gebilde an dem Mandau des Sultans von Kutai, Figur 75). Manchmal wird auch die Klinge an der Schneide bis zu einer gewissen Breite blau gemacht, was auf die Weise geschieht, dass mit dem zu färbenden Mandau einige Stunden lang Axthiebe in die saftigen Stämme junger Kapokbäume ausgeführt und die Klingen langsam durch die so entstandenen Einschnitte gezogen werden; hiedurch entsteht ein schönes Blau, welches an dem Mandau je nach dem Grade der Abnutzung längere oder kürzere Zeit erhalten bleibt.

Der Griff, worin die Klinge mit »kemalau« (Guttapercha) sicher befestigt wird, besteht gewöhnlich aus sehr hartem Holze, aus Horn oder aus Bein. Man unterscheidet ebensowohl bei den Griffen wie bei den Klingen gewisse typische Formen, welche eigene Bezeichnungen tragen.

So gibt es ganz einfache glatte Griffe, welche im Longwai-Dayakischen »so-op ken-hong« heissen; manchmal sind sie an der Oberfläche leicht decorirt »so-op kombek«, oder die Decoration derselben Art ist tief in die Masse eingeschnitten »so-op goanliklik«, oder endlich es sind die Formen des menschlichen Kopfes in blosser Andeutung oder in eigenthümlich stilisirter Durchbildung in dem Griffknie ausgesprochen »so-op nyong pendjoh«. (Vergl. die Darstellungen in Figur 77 und den Mandaugriff auf Tafel 8, Nr. 21.) Von den Mandauscheiden, welche aus zwei ursprünglich getrennten Holzbrettchen zusammengefügt werden, erwähnt Tromp zwei Gattungen; die erste heisst im Kutinesischen »sarong seltup«, im Longwai'schen »segun dungban« oder »segun sen-pot« und bei diesen geschieht die Zusammenfügung der beiden Holztheile in der Weise, dass an der Seite, wo die Schärfe der Schneide sich befindet, ein Stück Rottan die Scheide der Länge nach abschliesst; das Bindwerk ist dadurch nur auf die Scheidenden beschränkt und die Decoration auf der Fläche ist daher nicht eingeeengt oder unterbunden; aber diese Scheiden haben den Nachtheil, dass der Mandau wegen der Reibung mit der glasharten Rottanoberfläche sehr bald seine Schärfe verliert. Daher werden sie auch meistens nur als Zierstücke verwendet, während man zum täglichen Gebrauche solche Scheiden verwendet, die vorne und rückwärts offen und nur an drei oder vier Stellen mit einem Rottangewinde versehen sind, welches aussen die Scheide mehrfach umschliesst. Fünf solcher Bindungen darf nur die Mandauscheide des Radja haben, wie denn überhaupt an den Mandaus noch eine grosse Zahl derartiger Distinctionszeichen unterschieden werden kann, worüber ausführliche Erklärungen in dem hier citirten Aufsätze von Tromp gefunden werden können. Die Mandaus oder Parangs der Wiener Sammlung

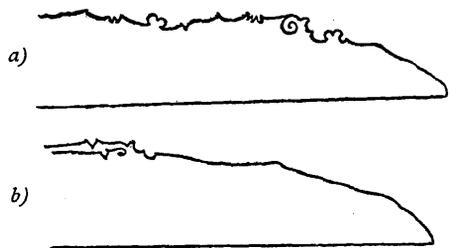


Fig. 76.

Typische Formen von Mandauklingen
»lidjib«, »li-po-tong«. (Tromp.)

Vergl. Text, Seite 270.

zeigen sehr deutlich den am Klingenansatze geknickten Griff; rinnenartige Einschnitte, geschmiedete Silhouetteverzierung des Schwertrückens, Gravirung und Tauschirung weisen einige Exemplare auf.

Ich habe in Tafel 9, Nr. 8 die Gravirung einer Parangklinge abgebildet, welche wie die Copie einer von Du Sartel (auf Tafel I, Figur *b* seines bereits genannten Werkes) dargestellten chinesischen Gefässornamentation aussieht. Die Parangs werden im Kapuasgebiete (nach Dr. Bacz) nicht aus einheimischem Materiale, sondern aus von chinesi-

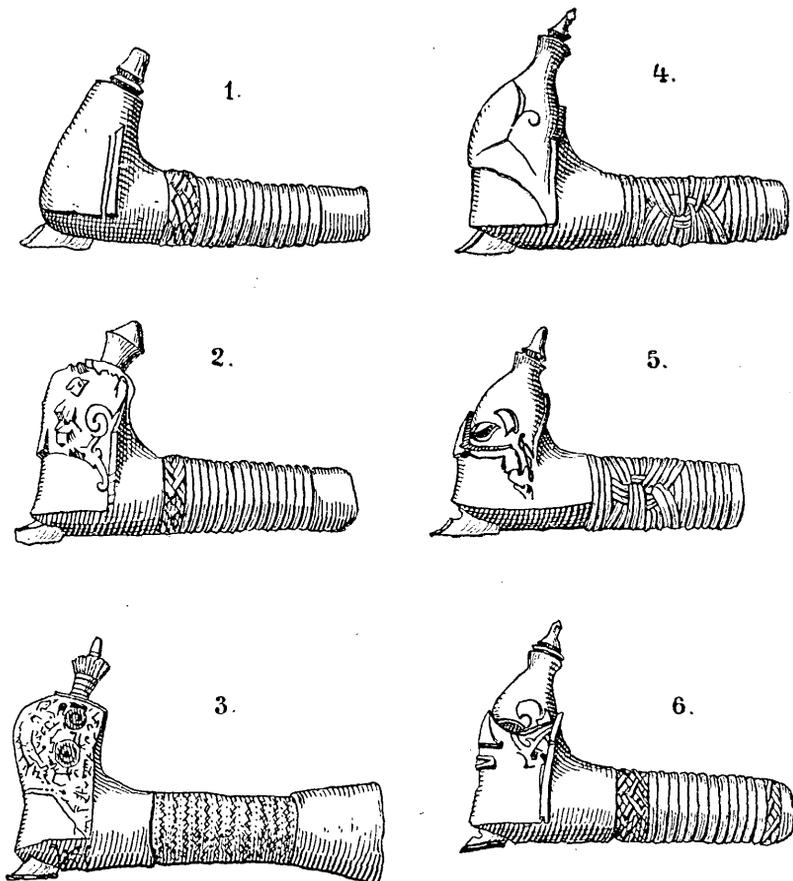


Fig. 77.

Typische Formen von Mandaugriffen. 1. so-op kenhong. 2. so-op kombeh. 3. so-op goanliklik.
4. 5. 6. so-op nyong pendjoh. (Tromp.)

Vergl. Text, Seite 271.

schen oder malayischen Händlern erworbenem englischen und schwedischen Stahle verfertigt und sind so hart und scharf, dass die Dayaks ziemlich dicke Nägel damit durchschneiden können, ohne dass die Schneide irgend eine Veränderung erleidet. Den Mandaugurt pflegen die Dayaks mit Eber-, Tiger-, Affen- und Bärenzähnen, mit Hampatongs und mit allerlei sonstigen glückbringenden Amuletten zu behängen. In Bezug auf das Tragen solcher Anhängsel, sowie in Bezug auf Art und Reichthum der Schwertverzierungen unterscheiden sich die einzelnen Dayakstämme wesentlich von einander. So sind die Mandaus der Tundjung-Dayaks ausnahmslos gänzlich unverziert. Manchmal werden die Scheiden mit Haarbüscheln von getödteten Menschen oder Thieren

geschmückt. In einem Futteral an der Unterseite der Scheide steckt fast immer ein kleines sogenanntes Arbeitsmesser, welches dazu dient, um das Fleisch von den geschlachten Köpfen zu entfernen, erlegte Thiere abzuhäuten und auszuweiden, Verzierungen in die Mandauscheiden, in Bein- und Bambugeräthe zu schnitzen etc. Die Koppel des Mandaugürtels besteht aus einer Muschelschale, bei den Tring-Dayaks aus einer menschlichen Kniescheibe, manchmal aus der oberen Hälfte des Schnabels vom Nashornvogel u. dgl.

Dass die Dayaks den Mandau zu ihren hervorragendsten Schätzen zählen und auf den Besitz einer schönen und gediegenen Waffe stolz sind, wird durch Bock bestätigt, der seinen Aufenthalt bei den Anwohnern des Bumbanganflusses in folgender Weise schildert: »Wie ihre civilisirten Mitgeschöpfe des Westens lieben es auch diese Kinder des Waldes, ihren zeitlichen Wohlstand zur Schau zu stellen, und dies hatte eine allgemeine Vergleichung der verschiedenen Verdienste und Vorzüge ihrer Mandaus zur Folge. Die Unterhaltung lenkte sich auf Köpfe und Kopfjagen, und man erzählte manche Geschichte von persönlichen Abenteuern und tödtlichen Kämpfen, worin der Erzähler den Sieg und den Kopf seines Opfers durch die überlegene Stärke, Grösse oder Schärfe seines Mandau davongetragen hatte. Verschiedene Proben wurden abgelegt, um die Schärfe dieser oder jener Waffe nachzuweisen; die beliebteste Art, die Schärfe der Klinge zu zeigen, bestand darin, dass man sich damit die Haare vom Schienbeine schor. Der Besitz eines schön gearbeiteten und verzierten Mandau gilt als ein Zeichen von Autorität oder verleiht wenigstens ein höheres Ansehen, und als man mich aufforderte, meine Stimme über den Werth einzelner Waffen abzugeben, benützte ich diese Gelegenheit, den Säbel, den mir der Sultan geschenkt hatte, aufzuweisen. Derselbe machte die Runde, wurde genau und sorgfältig geprüft und der ausgeschnittene Griff, namentlich aber die eingelegte Arbeit auf der Klinge erweckte allgemeine Bewunderung. Ich hatte die Genugthuung, dass die anderen Waffen bei Seite gelegt wurden — ein stillschweigendes Zugeständniss, dass sie der meinigen an Werth nachstanden.«¹⁾ Die Waffen, welche die Dayaks ausser den Mandaus führen, die Blasrohrlanzen »sumpitan«, die Wurfspeere »sanko«, die Pfeile »ladja«, Pfeilköcher »tamilla« und Dolchmesser »kris« kommen in Bezug auf die daran etwa befindlichen Metalltheile vom künstlerischen Gesichtspunkte aus wenig in Betracht.²⁾ Wichtiger sind in dieser Beziehung die verschiedenartigen Schmuckgegenstände, wovon einzelne in das Gebiet der Metalltechnik gehören. Auf Tafel 8, Nr. 18 ist der Decor der kreisförmigen oberen Fläche eines Ohrstöpsels »sowang« aus Messing dargestellt; die Verzierung ist einfach und besteht nur in der Vertheilung des Raumes durch concentrische Kreise und in der Anordnung rhythmischer Kreisreihen innerhalb der einzelnen Kreisringbänder. Aehnliche Ohrstöpsel von jedoch zum Theile reicherer Ausführung werden in Indien getragen.³⁾ Ausser diesen Ohrstöpseln werden

1) C. Bock, a. a. O., p. 180.

2) »The instruments in use (among the Dyaks of Barangan) are the kamping, or large warknife for decapitation, said to possess a temper and edge, superior to any other edge-tool known; the tempuling, or spear, which is similar to a fishing spear; the jabang, or small knife, attached to the sheath of the kamping, which answers the purposes of our pocket-knife; and the parang, a knife larger and heavier than the kamping, being two feet long. This last instrument being the only one employed in their agricultural pursuits. It serves as an ax for clearing off the forests, and is a kind of substitute for our hoe and harrow, inasmuch as it is their sole instrument for digging, planting, weeding etc. So far as we can learn, no other instruments of iron are in use.« Pohlman's »tour in Borneo«. Chinese repository. Canton 1840, vol. VIII, p. 299.

3) Vergleiche damit auch die Ohrpflöcke, Ohrknöpfe, Ohrstöpsel, Ohrrohre und Ohringe der Männer und Frauen bei den Kumi, Luschai, Magh, Tschakma und Tipperah in Riebeck, Die Hügelstämme von Chittagong.

bleierne, mit Messing- oder Kupferscheibchen besetzte Ohrknöpfe, bleierne Ohrgehänge, viele kleine Messingringe längs des ganzen Verlaufes des an vielen Stellen durchbohrten äusseren Ohrmuschelrandes »sepending« und hufeisenförmige Ohrgehänge »longu tinga« zum Ohrschmuck verwendet. An Armen und Knien liebt man es, Rottangeflechte mit kleinen Messingringen, offene Messingreifen oder auch lange Messingdrahtspiralen, die manchmal vom Knöchel bis zum Knie oder über einen beträchtlichen Theil des Armes reichen, zu befestigen. Aehnlich sind die Bauchgürtel und Bauchringe »tali mulong«, »bad«, welche aus Messingdrahtspiralen, Ketten oder mit Messingringen besetzten Rottanbändern bestehen und den Leib wie ein Panzer oft vom Nabel bis zur Achselhöhle umschliessen. Aber alle diese Gebilde sind von einer Beschaffenheit, welche eher eine Untersuchung vom ethnographischen als eine solche vom ästhetischen Gesichtspunkte zulässt.

D) Thonarbeiten.

Bei dem Umstande, als wohl mit Recht ziemlich allgemein angenommen wird, dass die Kunst, aus Thon verschiedenartige Gegenstände für den täglichen Gebrauch zu formen, mit den frühesten Anfängen menschlicher Thätigkeit zusammenfalle,¹⁾ und bei der relativ hohen Ausbildung, welche einzelne Zweige der decorativen Kunst bei den Dayaks wahrscheinlich schon vor Jahrhunderten erlangt hatten, muss die kümmerliche und unkünstlerische Art der Thonbearbeitung, wie wir sie noch heute auf Borneo antreffen, in hohem Grade befremden. Abgesehen davon, dass der Gebrauch der Töpferscheibe diesem Volke fremd und dass die Anzahl der Gefässarten sehr gering ist, liefern auch die wenigen Topfformen eigenen Fabricates keineswegs den Beweis, dass man bei ihrer Erzeugung mehr beabsichtigte, als was durch das unmittelbare Bedürfniss dictirt war. Der Formenreichthum hält sich innerhalb sehr bescheidener Grenzen fürs Erste wegen des Mangels an Speisegeschirren, da viele Dayaks aus steifen Pflanzenblättern mit der Hand essen oder sich fremdländischer Thonwaaren und geschnitzter Cocosnusschalen zu diesem Zwecke bedienen, und dann auch wegen des Mangels an Vorraths- und Trinkgefässen: »for their water and drinking vessels the Dyaks depend upon the simple provision nature has made in the bamboo; a joint of this useful tree, with an aperture cut near the end, answers every purpose; each family has 15 or 20 of such vessels.«²⁾

Die Wiener Sammlung enthält mehrere Kochtöpfe »priok«, wie Dr. Bacz versichert, die einzigen Thongefässe, welche an der Westküste der Insel von dayakischen Frauen verfertigt werden.³⁾ Diese rohgeformten Gefässe haben das Aussehen von henkellosen, kugelig aufgetriebenen Hohlräumen mit schwach und unregelmässig herausgebogenem Halsrande; sie können nicht frei aufgestellt werden, da sie fusslos sind, und man pflegt sie daher beim Gebrauche entweder in eigenen Gestellen »sinkan« über dem Feuer aufzuhängen oder in eiserne Dreifüsse einzulassen. Die Art ihrer Herstellung ist überaus einfach. Ein der Grösse des anzufertigenden Topfes entsprechender Thonklumpen wird zunächst mit dem Malu oder Töpferschlägel, dem einzigen Instrumente, welches in die keramische Production der Dayaks Eingang gefunden hat, gründlich durchgearbeitet und auf diese Weise von Steinen und gröberem Pflanzenfasern möglichst

¹⁾ Dr. Otto v. Schorn, Die Kunsterzeugnisse aus Thon und Glas, 1888, p. 1.

²⁾ Pohlman's tour in Borneo. Chinese repository. Canton 1840, vol. VIII, p. 299.

³⁾ Verhältnissmässig grosse Töpfereien sind in Nagara im Baritogegebiete. Aber die dort erzeugten Gefässe zerbrechen trotz des guten dazu verwendeten Rohmaterials sehr leicht, was eine Folge des schlechten Brennens ist.

gereinigt. Sodann wird aus dem so zubereiteten Material eine Hohlform mit den Händen modellirt und in diesem Hohlraume ein mässig grosser runder Stein gegen die Innenwand des in der Entstehung begriffenen Topfes gepresst, indem zugleich leichte Schläge mit dem Malu von aussen gegen die betreffenden Stellen der Thonwandung geführt werden, wodurch man dieselbe beliebig dünn ausbreiten und ihr die gewünschte Form verleihen kann; zum Schlusse wird der Rand mit den Fingern nach aussen umgebogen. Da nun die Töpferschlägel, wie fast alle dayakischen Holzgeräthe, mit Schnitzereien und eingetieften Kerben verziert sind (Tafel 2, Nr. 1), so drücken sich diese Kerbengänge in den verschiedensten Durchquerungen und regellosen Aufeinanderlagerungen, wie sie die durch die Herstellungstechnik erforderten Maluschläge zufällig gerade hervorbrachten, in der weichen Thonwand ab, was vielfach zu der falschen Auffassung Veranlassung gegeben hat, als habe man in diesem sinn- und regellosen Kerbenhöckelabyrinth eine beabsichtigte Ornamentation zu suchen. Der Töpferschlägel ist um seiner selbst willen verziert, was schon die reich geschnitzten Exemplare dieser Art beweisen, die man an einzelnen Orten gefunden hat. (Vergl. die Abbildungen in Uhle, Wallace etc.) Wollte man aber die Kerben gleichsam als Model benützen, so wüssten die Dayaks gewiss, dass dies nicht durch Schlagen, sondern nur durch sorgfältig in Reihen ausgeführtes Aufpressen und Abdrücken der Prägestanze möglich ist. Der Ursprung dieses eigenenthümlichen Töpfereiverfahrens mag vielleicht an irgend einem Punkte des ostindischen Archipels zu suchen sein (Uhle), da es ganz in derselben Weise, wie Veth berichtet, auch in Sumatra zur Anwendung gelangt: »De steen wordt van binnen tegen den potwand gedrukt en met de plak wordt tegen den buitenkant geslagen, totdat te pot, die aanhoudend wordt rondgedraaid, den gewilden vorm en dikte heeft gekregen.«¹⁾ Dieselbe Technik finden wir gleicherweise auf Jobi und Mysore, und auch auf Neu-Guinea werden die Thongefässe mittelst Stein und Töpferschlägel hervorgebracht: »Mitsgaders platte stukken hout van verschillende dikte en grootte om de klei op den ronden steen uit te kloppen. Zij draaijen en kloppen de kleiaarde zoo lang in hunne handen rond, tot te pan of pot den gewenschten vorm heeft.«²⁾ Die dayakischen Töpfe, wovon man grössere für Familien und kleinere für den Bedarf einzelner Menschen unterscheidet, zeigen eine braungraue Farbe und einen leichten Anflug von Glasur.

Die kleineren Töpfe gehören zur Ausrüstung jedes Dayak, welcher sich länger als einen Tag von seinem Hause entfernt aufhält; es kann darin nur so viel Reis gekocht werden, als zur Mahlzeit eines einzigen Mannes erforderlich ist. Eine Abbildung von einem der wenigen regelmässigen Ornamente — am Halse eines Kochtopfes befindlich — habe ich in Tafel 8, Nr. 1 beigebracht. Was sonst noch an Schalen, Krügen, Schüsseln, Tiegeln und Vasen bei den Dayaks gefunden wird, ist nicht ihr eigenes Fabricat, sondern — mit oft bedeutenden Kosten — erworben und gesammelt, und es lässt die Kümmerlichkeit der dayakischen Töpfereien um so auffälliger erscheinen, wenn man die Leidenschaft dieses Volkes für gewisse alterthümliche Erzeugnisse der keramischen Production in Erwägung zieht. Da das Kunstgefühl eines Volkes sich nicht nur in dem ausspricht, was es an künstlerischen Werken hervorbringt, sondern auch in dem, was es an artistischen Hervorbringungen anderer Nationen hochschätzt, und da mit Rücksicht auf diese Frage die Consumption ein mindestens ebenso sicherer Gradmesser ist als die Production, so dürfte es nicht überflüssig sein, in dieser Abhandlung auch von den einzigen Kunstobjecten, welche die Dayaks zu sammeln pflegen, ausführlicher zu sprechen,

1) Veth, Midden Sumatra, 1882, III, 1, 1, 407.

2) Bijdragen 1862, N. V. V. 148 (Uhle).

umsomehr, als die Provenienz dieser Gegenstände auch den Ursprung eines Theiles der künstlerischen Traditionen Borneos zweifellos in sich schliesst.

Die Verehrung alter Gefässe, welche in ganz Ostasien, zum Theile auch in Indien angetroffen werden kann, und die in China und Japan den Werth seltener keramischer Erzeugnisse bester Qualität so hoch gesteigert hat, dass dieselben im Preise mit Meisterwerken abendländischer Malerei in Parallele gestellt werden können, findet sich auch im ostindischen Archipel, wo man solche Thonwaaren oder deren Reste fast überall in grösserer oder geringerer Menge aufgedeckt hat. Während aber an einzelnen Punkten dieser Inselwelt der Gefässcultus bereits seit längerer Zeit im Erlöschen ist, steht derselbe in Borneo noch heute in tüppigster Blüthe. Ja, der Werth und die Bedeutung, welche die Dayaks diesen keramischen Raritäten beimessen, stempeln dieselben sogar zu einer Art Nationalreichthum, indem die Wohlhabenheit der einzelnen Familienhäupter nach der Anzahl, dem Alter und der Kostbarkeit der in ihrem Besitze befindlichen Vasen dieser Art bemessen wird. »The breaking one of them is a family loss of no small importance.« (Marsden, Hist. 293 [3. ed. 1811] nach A. B. Meyer, Alterth., p. 14.) Ueber diese merkwürdigen Gefässe und über deren Vorkommen auf Borneo sowohl, wie auf anderen Inseln des Archipels, auf den Philippinen, auf Formosa, auf den Molukken u. s. w. besteht eine ausgebreitete Literatur. Für Borneo allein hat A. B. Meyer¹⁾ eine stattliche Liste von Belegstellen älterer und neuerer Autoren zusammengestellt: »Abgesehen von den bei Veth, Borneo I, 171 und II, 262 gegebenen, z. B.: Malayan Miscellanies, 1822, IX. Abh., p. 6, Verh. Bat. Gen., 1826, II, 58; Harde-land, Daj.-deutsches Wörterbuch, 1859, 71; St. John 1862, I, 300; Brooke, Ten years in Sarawak, 1866, I, 83; Kater, Tijdschr. t., l.- en v.-k., 1867, XVI, 438; Perelaer, Ethn. Beschr. d. Dajaks, 1870, 112; Journ. Str. Br. As. Soc., July 1878, 125, wo der folgende dayakische Gesang mitgetheilt wird: »When I have gone to fine people, Never did I return empty handed, Bringing jars with me«; Cat. Ethn. Afd. Mus. Bat. Gen., 1880, p. 111 sub Nr. 70 (s. auch Not. I, 66, 1863), p. 119, sub Nr. 178; Bijdr. t., l.- en v.-k., 4. ser. V, 308, 1881; Hatton, New Ceylon, 1882, 100; Globus 1882, vol. XVII, 214 u. A. m.« Eine lehrreiche Abhandlung über diesen Gegenstand hat Grabowsky 1885 in der Zeitschrift für Ethnologie niedergelegt; in demselben Jahre und an derselben Stelle berichtet Schadenberg²⁾ über Gräberfunde auf der Insel Samal, wo über (gegenwärtig in der Wiener ethnographischen Sammlung befindliche) Urnen Mittheilung gemacht wird, die den heiligen dayakischen Gefässen vollkommen ähnlich sind; Jagor³⁾ spricht ausführlich über den Gefässcultus in Luzon, in Borneo, in Japan, und im Jahre 1888 hat Hirth⁴⁾ über den muthmasslichen Ursprung dieser Thonarbeiten schätzenswerthe Aufschlüsse geliefert. Wenn man die Resultate dieser nach verschiedenen Richtungen hin unternommenen Forschungen zusammenfasst, so gewinnt man ein ziemlich klares Bild über jene räthselhaften, fabelthiergeschmückten Urnen, deren Vorkommen in elenden dayakischen Kampongs so manchen Reisenden früherer Jahrzehnte in das grösste Erstaunen versetzt haben. Die allgemeinen Namen, womit diese Gefässe von verschiedenen Autoren bezeichnet werden, sind »djawets«, »tempayans«, »blangas«, »tadjaus«, »martavanen« u. A. Unter den Dajaks

1) A. B. Meyer, Alterthümer aus dem ostindischen Archipel und angrenzenden Gebieten. Leipzig 1884, p. 13.

2) Schadenberg, Die Bewohner von Süd-Mindanao. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XVII, 1885, p. 49.

3) F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, p. 134.

4) F. Hirth, Ancient porcelain: A study in Chinese mediaval industry and trade. Journal of the China branch of the Royal Asiatic society, vol. XXII, New series, Nr. 3 and 4. Shanghai, April 1888, p. 176 ff.

selbst cursiren über das Herkommen der »djawets« verschiedene Sagen. So erzählt man am Kapuas, dass der König von Madjapahit dieselben gemacht habe, und dass dabei Niemand zugegen sein durfte; von dem Augenblicke an, als ihn einmal seine Frau dabei überraschte, habe er sich niemals wieder damit beschäftigt. Schwane berichtet über einen andern Mythos, wonach Mahatara, der oberste der Götter, aus dem Lehm, den er nach der Schöpfung von Sonne, Mond und Erde noch erübrigte, sieben¹⁾ Berge auf Java aufgethürmt hätte. Aus dem Lehm dieser Berge verfertigte Ratu Tjampu, der von göttlicher Herkunft war, eine grosse Anzahl djawets, die er in einer Höhle aufbewahrte

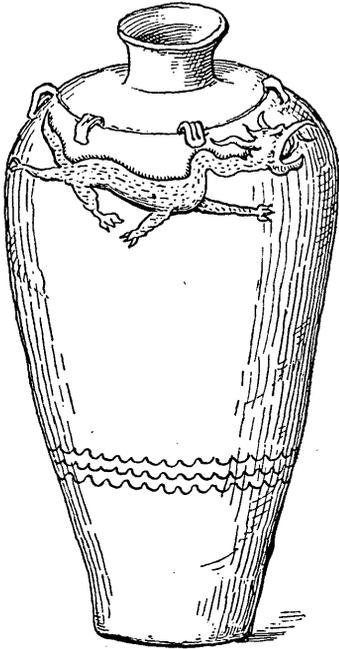


Fig. 78.

Djawet vom Kampong Rahong Bungai am Oberlaufe des Kapuas, mit zwei dreizehigen Kawoks verziert. (Grabowsky.)

Vergl. Text, Seite 278.



Fig. 79.

»Lalang Ranggang«. Djawet von Tumbang Hiang, mit vier Kawoks verziert. (Grabowsky.)

Vergl. Text, Seite 278.

und sorgfältig bewachte. Da aber eines Tages diese peinliche Ueberwachung eine zufällige Unterbrechung erfuhr, entflohen die Töpfe und verwandelten sich in allerlei Gethier. Wenn ein glücklicher Jäger auf der Jagd ein Wild solcher Abstammung erlegt, so verwandelt es sich wieder in einen Topf, der dann dem von den Göttern begünstigten Schützen als Eigenthum anheimfällt. Nach Perelaer verlor Radja Pahit, der Sohn und Erbe eines mächtigen javanischen Herrschers, seine ganzen Besitzthümer beim Spiele und floh in die wilden Gegenden des Berges Merbabu. Mahatara bekam Mitleid mit ihm und beauftragte Kadjanka, den Beherrscher des Mondes, ihm zu helfen. Kadjanka hatte, als Mahatara von der bei Erschaffung der Sonne übriggebliebenen Erde den Mond schuf, noch vor dem völligen Erhärten der breiartigen Masse einen Theil derselben heimlich entwendet und lehrte nun den Radja Pahit, daraus Töpfe zu formen, die daher

¹⁾ Die Zahl sieben ist bei den Dayaks ausserordentlich beliebt.

dieser Sage zufolge aus derselben Substanz bestehen wie die Sonne. In sieben Tagen wurden so viele derselben gemacht, dass sie sieben Berge bedeckten; aber bei einem Streite, in welchen die Aufseher, die sie zu bewachen hatten, verfielen, entkamen sämtliche Töpfe und flüchteten nach Borneo, wo sie sich noch heute befinden. Die an dem Vasenkörper dargestellten Relieffiguren nennen die Eingebornen auf Borneo »kawok«, was soviel bedeutet wie Leguan, eine grosse Eidechsenart; Schwaner spricht von »Drachen und-Delphinköpfen«, Perelaer von »Schlangen mit Füssen«. Hardeland zählt zwölf Arten von heiligen Töpfen auf; an dieser Stelle kann jedoch auf alle einzelnen Feinheiten und Unterschiede nicht eingegangen werden.



Fig. 80.

Altchinesische Vase aus der Sammlung des österr. Museums für Kunst und Industrie. Original-Aufnahme.

Vergl. Text, Seite 278.

Eine im Besitze eines alten Häuptlings in Kwala Kapuas befindliche Vase dieser Art, welche 2000 holländische Gulden werth ist, heisst Hatuän Blanga habohot und zeichnet sich durch einen am Halse befindlichen, durch schwarze Streifen begrenzten Wust aus, eine andere aus derselben Gegend, 1800 Gulden im Werth, heisst Hatuän Blanga rempah; eine dritte (siehe Figur 78), 1200 Gulden im Werthe, vom Kampong Rahong Bungai am Oberlauf des Kapuas, mit zwei dreizehigen, sich ansehenden Kawoks geziert, heisst Hatuän halamaung; eine vierte, Namens Lalang Rangkang, aus Tumbang Hiang, von sehr zierlicher Form, trägt als Relief vier aufrecht stehende Kawoks (siehe Figur 79) und mehrere Vögel »dahori«; noch andere Namen sind »gusi, siam, bukong«, letzteres eigentlich nur ein gewöhnlicher Wassertopf. Die Halamaungs zeichnen sich, gegen die Blangas gehalten, durch schlankere Formen aus; die meisten derselben sind braun und innen unglasirt. Hardeland gibt als Erkennungsmerkmal eines Halamaung drei nach einer Richtung gekehrte Schlangen an, deren Füsse vier Zehen tragen. Das Kitten zerbrochener Djawets wird durch eigene Leute besorgt; alte und gekittete Töpfe verlieren nichts an ihrem Werthe; dagegen sind Imitationen, die jeder Dayak sofort als solche erkennt, obschon sie von den Chinesen mit grösster Genauigkeit

samt Sprüngen und Altersflecken angefertigt werden, auf Borneo gänzlich werthlos, da Täuschungsversuche sich bisher als vollständig vergeblich erwiesen haben. Ich habe in Figur 80 eine altchinesische Seladonvase aus der Sammlung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie zum Vergleiche in den Text gesetzt; der Fuss der Vase ist ziegelroth; sie enthält auf der Fläche zwei sich entgegenschauende Drachen, deren Füsse vorne vier, rückwärts drei Krallen aufweisen.

Wenn bei den Dayaks ein heiliger Topf angekauft werden soll, so muss die ganze Familie und Verwandtschaft dabei zugegen sein; ein solcher Ankauf, von dem man annimmt, dass er der Familie Glück bringt, führt oft zu wochenlangen Unterhandlungen, bevor er zum Abschlusse gelangt.¹⁾

¹⁾ F. S. Grabowsky, Ueber die »djawets« oder heiligen Töpfe der Oloh Ngadju von Südost-Borneo. Zeitschrift für Ethnologie XVII, 1885, p. 127.

Nach C. Kater ist der Stoff, aus welchem die Tempayans gemacht sind, nicht immer derselbe; »de roesah ziet er, wat klei en verglaassel aangaat, oppervlakkig het beste uit; de kleur van het verglaassel is helder bruinachtig rood; de blanga is uiterlijk minder helder van kleur en heeft veel overeenkomst met de down toeah; deze echter is veel zwaarder en eenigzins naar de blauwe of paarsche kant van kleur.«¹⁾ Man unterscheidet Blangas männlichen und solche weiblichen Geschlechtes; das Stehen der Drachen gegeneinander, in- oder nacheinander soll für das Geschlecht, für welches auch die Art der Beschuppung nicht ohne Belang ist, vor Allem massgebend sein. Doch gibt es auch ein eigenes Zeichen der Männlichkeit, welches in einer malayischen, diesen Gegenstand behandelnden Handschrift als ein mit der Spitze nach unten gekehrtes, im Innern mit einer kleinen Scheibe bedecktes Fünfeck dargestellt ist. In dieser Handschrift werden Tempayans von 6 bis 8 Oeren mit rother oder gelblicher Glasur Kelakians genannt und beigefügt, dass männliche Kelakians selten sind. Als Verzierungen werden ausser den Drachen angeführt Spinnradhaspel, Rhombenfiguren (»makanan«, Esswaare), aufgestellte längliche Sechsecke, Arabesken etc. Auf den feineren Blangasorten findet man die Drachen (»nagas«) von innen ausgedrückt. »De kop van den draak heeft wel iets van die gedrochten, die men in Javaansche afbeeldingen of poppen bij het wajangspel ziet, wat pleit voor de Javaansche afkomst.«²⁾ Ueber die Provenienz dieser Gefässe gibt Hirth, wie bereits früher erwähnt, belangreiche Aufschlüsse; er stützt sich hiebei auf die Darlegungen eines chinesischen Schriftstellers, Namens Tschao Yu-kua, welcher zur Zeit der Sung-Dynastie in Fukien eine leitende Stellung in Handels- und Schifffahrtsangelegenheiten innehatte, wie von seinem Zeitgenossen Tschen Tschen-sun berichtet wird. Diese Schrift, welche kaum früher als im Jahre 1205 unserer Zeitrechnung verfasst worden sein dürfte, und wovon sich eines der überaus seltenen Exemplare in der Bibliothèque nationale zu Paris befindet, bildet den einzigen uns zugänglichen Nachweis über den chinesischen Handel des dreizehnten Jahrhunderts.

Es scheint, dass zur Zeit unseres Autors Tsch'üan-tschau-fu der Hauptstapelplatz der Handelsunternehmungen Chinas war. Wenn es nun in einzelnen Fällen immerhin sehr schwierig bleibt, die Herkunft mancher der alten, in den dayakischen Familienschätzen gefundenen Gefässe zu bestimmen, so liefern doch die Angaben Tschao Yu-kua's über den frühen Handel Chinas mit Borneo beachtenswerthe Fingerzeige. Bock glaubt bei den Dayaks Töpfe gesehen zu haben, welche dem alten Lung-t'schüan-Seladon ähnlich sehen; »but it appears that pieces of a surface which bears no resemblance to any of the classical Sung and Yüan monochrome vessels (Ting, Ju, Chün, Lung-ch'üan or Ko) are very common; I am inclined to conclude therefrom that they come from factories equally old, but less renowned, such as the place where the Kien-yao of the Sung dynasty was made, the city of Chien-yang in the north of Fukien; this is all the more likely since Chao Ju-kua, in his description of trade with Borneo, specially mentions 'brocades of Chien-yang' among the articles of import. Zaitun would have been as near a market for the Chien-yang manufactures as it was for those of Lung-ch'üan.«³⁾ Die Beziehungen zwischen China und der Insel Borneo sind sicherlich sehr alten Datums. Die erste Erwähnung Borneos, auf eine Tributmission im Jahre 669 nach

1) C. Kater, Iets over de bij de Dajaks in de Wester-afdeeling van Borneo zoo gezochte tempajans of tadjau's. Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde, deel XVI, 1867, p. 439.

2) Ibid., p. 439, 440.

3) F. Hirth, Ancient porcelain: A study in Chinese mediaval industry and trade. Journal of the China branch of the Royal Asiatic society, vol. XXII, New series, Nr. 3 und 4. Shanghai, April 1888, p. 178, 179.

Christus bezüglich, ist in einer dunklen und zweifelhaften Stelle im Tang-schu enthalten. Für den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wissen wir aus einer Aufstellung des Tschao Yu-kua, dass ein Schifffahrtsverkehr um diese Zeit zwischen Tsch'üan-tschau-fu in Fukien und der Nordwestküste von Borneo bestand, und dass in Brunai eine grosse Stadt mit über zehntausend Einwohnern existierte, welche der Sitz eines mächtigen Herrschers war. Tschao Yu-kua beschreibt ausführlich die Sitten und Gewohnheiten, sowie die buddhistischen Religionsgebräuche und Festlichkeiten der damaligen Bewohner Nord-Borneos, welche wir wohl mit Grund als die Vorfahren der heutigen Dayaks betrachten dürfen. Anstatt der Speisegeschirre benützten sie Bambubüchsen und die Blätter der Palmyrapalme (pei-to), was darauf schliessen lässt, dass bei ihnen der Gebrauch der Thon- oder Porzellangefässe für Haushaltzwecke noch nicht üblich war. Doch wird unter den Einfuhrartikeln ausdrücklich grünes Porzellan genannt. Von der später unter den Dayaks constatirten Sitte, die Todten in grossen Gefässen beizusetzen, weiss Tschao Yu-kua noch nichts. Was aber auch der Gebrauch der importirten Porzellanwaaren gewesen sein mag, so viel steht fest, dass sie bereits zu jener Zeit mit einer bestimmten Regelmässigkeit und in nicht unbeträchtlicher Menge eingeführt wurden. Es scheint indessen, dass der beständige Contact, in welchen die Eingebornen an Borneos Küsten mit den Händlern von Fukien kamen, zu einer allmäligen Veränderung der Sitten und Gebräuche geführt habe; denn wir lesen im Tung-hsi-yang-ka'o von 1618 (4. Capitel, p. 18), dass das Volk von Bandjermasin (Wen-tschima-schen) anfänglich Bananblätter an der Stelle von Schüsseln gebraucht habe, dass jedoch durch den Aufschwung des Handelsverkehrs mit China allmählig Porzellangefässe in Verwendung genommen worden seien, dass unter den aus China importirten Krügen namentlich solche unter den Eingebornen Beifall gefunden hätten, auf deren Oberfläche die Gestalt des Drachen dargestellt gewesen sei, und dass diese Krüge bei der Todtenbestattung anstatt der Särge zur Bergung der Leichname gebraucht worden wären. »The use of porcelain jars in lieu of coffins reminds one of the 'potted ancestors' so called by way of jest among foreign residents at Amoy and Foochow, and the Fukien province is the only part of China where, as far as my personal experience goes, the custom of this mode of preserving the relics of dead bodies prevails.« (Hirth.) Es scheint demnach, dass durch den chinesischen Handel diese Sitte der Leichenbestattung gleichzeitig mit den Mitteln zu deren Ausführung von Fukien nach Borneo gebracht worden sei.¹⁾ Tschao Yu-kua, dessen Werk mindestens um ein Jahrhundert früher als dasjenige Ibn Batuta's geschrieben worden sein musste, stimmt doch mit dem arabischen Historiographen in allen wesentlichen Punkten vollkommen überein. Ausser nach Borneo ging, wie wir aus diesen Schriftstellern wissen, chinesisches Porzellan um jene Zeit nach Tschan-tscheng (einem Theile Cochinchinas), nach Tschien-la (Kambodscha), nach San-fo-tschü (kantonesisch Samfat-tsai, arabisch Sarbasa, gegenwärtig Palembang in Sumatra), nach Malabar, Ceylon, Sansibar etc.

Die Japanesen haben eine grosse Vorliebe für Gefässe jener frühen Zeit und stehen an Verehrung und Ueberschätzung derselben den Dayaks um nichts nach; nach Kämpfer

¹⁾ Für Japan wissen wir, dass ausser der weniger beliebten Cremation (Buwa-sô) vornehmlich das Begräbniss (Dôsô) üblich war, und dass dabei nebst dem Sarge (kuwan oder hitsugi) auch kolossale Porzellanvasen zur Verwendung gelangten. »When all preparations are completed, the corpse, washed, and clad in a white shroud, on which the priest has inscribed some sacred characters as a sort of passport to heaven, is placed, in the sitting posture of the country, in a tub-shaped coffin, which is inclosed in an earthenware vessel of corresponding figure; and the funeral procession begins.« Notices of Japan. Chinese repository. Canton 1840, vol. IX, p. 633.

suchen sie nach denselben im Meere, und Morga berichtet, dass sie den Thee am liebsten in solchen alten Vasen aufbewahren, weil er sich an keinem andern Orte besser conservirt. Diese Krüge zählen daher in ganz Japan zu den grössten Kostbarkeiten des Landes; man bedeckt sie mit Platten feinen, getriebenen Goldes und hüllt sie in kostbare Brocate. »Als Carletti (Viaggi 2, 11) 1597 von den Philippinen nach Japan kam, wurden auf Befehl des Gouverneurs sämtliche Personen an Bord sorgfältig untersucht und ward ihnen Todesstrafe angedroht, wenn sie zu verheimlichen suchten »gewisse irdene Gefässe, die von den Philippinen und anderen Inseln jenes Meeres gebracht zu werden pflegen«, da der König sie alle kaufen wollte. . . . »Dergleichen Gefässe gelten 5000, 6000, ja bis 10.000 Scudi das Stück. . . .«¹⁾ Einmal sollen sogar 130.000 Scudi für ein solches Gefäss bezahlt worden sein. Ganz so wie bei den Dayaks machten im siebzehnten Jahrhundert auch bei den Japanern diese antiken Vasen den hauptsächlichsten Reichtum der Sammler aus und man suchte sich aus Eitelkeit und Ehrgeiz im Besitze dieser kostbaren Raritäten zu überbieten. Der Werth, welchen die Japaner auf diese Gefässe legen, beruht nach einer Angabe des Freiherrn Alexander von Siebold auf ihrer Verwendung bei den geheimnissvollen, moralische und politische Zwecke verfolgenden Theegesellschaften »Cha no yu«, deren Blüthezeit in die Regierungsperiode des Kaisers Taikosama (1588) fällt. Bei diesen Versammlungen, welche zu stiller Selbstbetrachtung anregen sollen, hört jeder Rangunterschied der Theilnehmer auf, die heiligen Gefässe werden unter Einhaltung bestimmter, bedeutungsvoller Vorschriften ihrer kostbaren Hüllen entkleidet und unter ehrfurchtsvollem Schweigen wird die Zubereitung des eigenthümlich aufregenden Theegetränkes abgewartet. Erst nach dem Genusse desselben beginnen die philosophischen und staatswissenschaftlichen Gespräche. »Unter den Schätzen des Mikado und des Taikuns, auch in einigen Tempeln werden unter den höchsten Kostbarkeiten dergleichen alte Gefässe mit Documenten über ihre Herkunft aufbewahrt.« (Jagor.) Das Vorkommen dieser keramischen Producte im ostindischen Archipel beleuchtet auch eine Stelle von J. H. Lindschotten (1596): »Es haben vor der Zeit diese Insuln alle ingemein gehört under die Kron China, die haben sich aber umb gewisse vrsachen daruon abgesondert. . . .«

Ueber den Ausdruck »martavanen«, welcher auf das auch den Persern und Türken für grünes Seladon geläufige Martabani bezogen wurde, vergl. A. B. Meyer, Alterthümer aus dem ostindischen Archipel, Jacquemart, Histoire de la Céramique, und Karabacek's Abhandlung »Zur muslimischen Keramik«. Nach A. B. Meyer dürfte die Besonderheit, dass die kleinen, aufrechtstehenden, unter dem Halse angebrachten Henkel (Oere) häufig mit einem Singha- oder Râkschasakopfe verziert sind — da an der chinesischen Provenienz doch nicht gezweifelt werden kann — »auf mehr südlich-provinziellen Fabriksort« zurückzuführen sein. Auch Low (Sarawak) geht an den Djawets nicht achtlos vorüber: »Among de Dyaks are found jars held by them in high veneration, the manufacturers of which are forgotten; the smaller ones, among the land and sea Dyaks are common. They are called Nagas, from the Naga, or Dragon, which is rudely traced upon them. They are glazed on the outside, and the current value of them is 40 dollars; but those which are found among the Kyan tribes, and those of South Borneo, and among the Kadyans and other tribes of the north, are valued so highly as to be altogether beyond the means of ordinary persons, and are the property of the Malayan Rajahs, or of the chiefs of the native tribes. — They have small handles round them, called ears, and figures of dragons are traced upon their surface; their

¹⁾ F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, p. 135.

value is about 2000 dollars. In the houses of their owners they are a source of great profit, they are kept with pious care, being covered with beautiful cloths. Water is kept in them, which is sold to the tribe, and valued upon account of the virtues it is supposed to possess, and which it derives from the jar which has contained it.« Ueber die abergläubische Verehrung, welche diesen heiligen Gefässen unter den Dayaks zu Theil wird, und über den heilkräftigen Einfluss, den eine in ihnen aufbewahrte Flüssigkeit auszuüben vermag, vermittelt St. John einige werthvolle Daten. — Nach ihm gibt es unter den See-Dayaks drei besonders geschätzte Djawetarten: Die Gusi, die Naga und die Rusa.¹⁾

Der alte Häuptling von Tamaruli gab für eine Gusi, welche auf dem Wege mehrfachen Zwischenhandels aus dem Innern der Kapuasländer bis zu ihm gedungen war, eine Menge Reis, welche der Summe von siebenhundert Pfund Sterling entsprach. Ein zweites heiliges Gefäss seines Besitzthums schätzte er noch weit höher; beide Krüge füllte er stets mit Wasser, fügte Blumen und Pflanzenblätter hinzu und verkaufte dasselbe als Medicin an die Kranken der Umgegend zu so hohen Preisen, dass das Erträgniss in Kurzem den Ankaufspreis der Krüge überstieg. Vielleicht der berühmteste Krug in ganz Borneo ist derjenige, welchen der gegenwärtige Sultân von Brunai besitzt; denn er hat nicht nur alle ausgezeichneten Eigenschaften in besonderem Grade, welche man anderen Djawets zumuthet, sondern vermag ausserdem auch noch zu sprechen. So erzählte der Sultân, dass der Krug in der Nacht vor dem Tode seiner ersten Frau schmerzlich gejammt habe, und dass er vor jedem Unglücksfalle traurige Töne ausstosse. Dieses Phänomen mag vielleicht darin seine Erklärung finden, dass der Wind, über die eigenthümlich geformte Mündung des Gefässes streichend, ähnlich wie an einer Aeolsharfe in tönende Schwingungen versetzt werde. »As a rule, the jar is covered over with gold-embroidered brocade, and seldom exposed, except when about to be consulted. This may account for its only producing sounds at certain times.«²⁾ Der Sultân von Brunai, einmal darüber befragt, ob er geneigt sein würde, seinen Zauberkrug um den Preis von zwanzigtausend Gulden zu verkaufen, antwortete, dass keine Summe der Welt ihn dazu veranlassen könnte, sich von diesem unschätzbaren Kleinod zu trennen. Der Glaube, dass Gefässe von einer geheimnissvollen Macht erfüllt sein können, findet sich auch in Indien; bei den Hügelstämmen von Tschittagong werden gegen die Dschinnen Teller als Dämonenbändiger im Krankenzimmer aufgehängt. (Riebeck.) In einer Nummer des Baseler evangelischen Missions-Magazins³⁾ ist über die Djawets folgende Stelle enthalten: »Auch unter ihnen (den Dayaks) finden sich Ruinen von Buddhathempeln. Eine Erinnerung an den alten Glauben haben sie nicht mehr. Unbewusst pflegen sie dieselbe aber in der Hochschätzung antiker Vasen ohne Henkel, mit Abbildungen von Blumen und Drachen, die je nach dem Alter mit 8000—10.000 Mark in Goldstaub bezahlt werden. Sie werden im Gemeindehause aufbewahrt und man führt um ihren Besitz blutige Kriege. Zu manchen derselben werden von überall her Wallfahrten angestellt, da man bei ihnen Hilfe gegen Krankheit und Bezauberung sucht. Da diese Gefässe auch in Java und Sumatra vorkommen, ist nicht zu zweifeln, dass es buddhistische Reliquienkrüge sind, deren Bedeutung längst vergessen ist.« Dagegen ist zu bemerken, dass die Djawets keine henkellosen Vasen sind, dass Abbildungen von Blumen nicht zum wesentlichen Decor derselben gehören, dass die Bezahlung des Ankaufspreises keineswegs in Goldstaub

1) St. John, a. a. O., I, p. 39.

2) St. John, a. a. O., I, p. 309.

3) Evangelisches Missions-Magazin. XXXIII. Jahrgang. Basel, April 1889, p. 167, 168.

erfolgen muss, dass heilige Krüge nicht nur im »Gemeindehause«, sondern in jeder dayakischen Wohnung verwahrt gefunden werden können, und dass endlich das Vorkommen derselben auf Java und Sumatra — die übrigen Fundorte verschweigt der Verfasser des citirten Artikels — den Schluss in keiner Weise rechtfertigt, diese Gefäße seien aus diesem Grunde als buddhistische Reliquienkrüge zu betrachten, wozu noch beigefügt werden muss, dass in der ganzen über diesen Gegenstand existierenden Literatur niemals von berufener Seite eine ähnliche Aufstellung versucht wurde.

Erklärung der Tafeln.

Tafel 1.

1. Ornament von einer Jacke aus grauen Bast- oder Hanfstricken, mit schwarzer Farbe gemalt, Inventar Nr. 5322. (Heuglin.)
2. Ornament von einer Sirttasche aus Rottan, gelb und schwarz, Nr. 26092. (Dr. Bacz.)
(Auch auf einer kleinen Matte Nr. 25961 und auf einer Reisschwinge Nr. 25981.)
3. Ornament von einer Jacke aus graubraunem Hanfgeflecht, Nr. 5322. (Wie Nr. 1.)
4. Ornament von einem Körbchen aus Rottan, braun und schwarz, Nr. 26267. (Dr. Bacz.)
5. Ornament von einem Messer »lunga parang«, Nr. 26122. (Dr. Bacz.)
6. Ornament von einem Messer, Nr. 26122. (Wie Nr. 5.)
7. Ornament von einer Flöte »suling«, Nr. 26249. (Dr. Bacz.)
8. Ornament von einer Flöte, Nr. 26248. (Dr. Bacz.)
9. Ornament von einem Feuerzeug, Nr. 26079. (Auch Nr. 24747.) (Dr. Bacz.)
10. Ornament von einem Korbe aus gespaltenem Bambu »bakul«, Nr. 24747. (L. v. Ende.)
11. Ornament von einem flachen Korbe aus Rottanstreifen, roth, gelb und schwarz; dient zur Aufbewahrung der abgehauenen Köpfe, Nr. 3712. (Novara-Expedition.)
12. Ornament auf einem Gürtel »sirat« oder »tjawat«, grobes ungefärbtes Gewebe mit Bordüren, blau und roth, Nr. 26013. (Dr. Bacz.)
13. Ornament auf einem Gürtel, Nr. 26012. (Wie Nr. 12.)
14. Ornament auf einem Bamburohre, eingebrannt, Nr. 3714. (Novara-Expedition.)
15. Ornament von einem Gürtel, Nr. 26014. (Dr. Bacz.)
16. Ornament von einem Gürtel, Nr. 26014. (Dr. Bacz.)
17. Ornament von einem Gürtel, Nr. 26012. (Dr. Bacz.)

Tafel 2.

1. Ornament von einem Töpferwerkzeug »malu«, Nr. 25968. (Dr. Bacz.)
2. Ornament von einer rothen Jacke, aus aufgenähten Muscheln gebildet, Nr. 5358. (Heuglin.)
3. Ornament von einer Wurflanze »sanko«, geschnitzt, Nr. 26218. (Dr. Bacz.)
4. Ornament von einem Ruder aus Eisenholz, geschnitzt, Nr. 26292. (Dr. Bacz.)
5. Ornament von einem Körbchen »raga menarem«, aus Rottan geflochten, Nr. 26262.
(Dr. Bacz.)

6. Ornament von einem gestickten Oberkleide »badju« für die vermögenden Classen, Nr. 10312. (Dr. Moskovics.)
7. Ornament von einer Eisenholzform zum Giessen der Bleiköpfe, geschnitzt, Nr. 26111. (Dr. Bacz.)
8. Ornament von einer geschnitzten Lanze, Nr. 26218. (Wie II, 3.) (Dr. Bacz.)
9. Ornament von einer geschnitzten Trommel »ntawan« oder »gandang«, weiss auf Roth, Nr. 26244. (Dr. Bacz.)
10. Ornament von einer Matte, Nr. 25960. (Dr. Bacz.)
11. Ornament von einer Jacke »badju« oder »klambi«, Bordüre in Blau, Roth und Gelb, Nr. 26009. (Dr. Bacz.)
12. Ornament von einem Jackenstoffe, gelb, roth, blau und schwarz, Nr. 26011. (Dr. Bacz.)
13. Ornament von einem Reiskorbe aus Rottan, roth, gelb und schwarz, Nr. 26270. (Dr. Bacz.)
14. Ornament von einer Jackenbordüre, Nr. 26007. (Wie II, 11.) (Dr. Bacz.)
15. Ornament von einem Schnitzmesser »lunga«, gravirt, Nr. 26125. (Dr. Bacz.)
16. Ornament von einem Korbe aus gespaltenem Bambu, Nr. 24747. (Wie I, 10.) (L. v. Ende.)
17. Ornament von einem Gürtel, Bordürenmuster, blau und roth, Nr. 26014. (Wie I, 15 und I, 16.) (Dr. Bacz.)
18. Ornament von einem Gürtel, blau und roth, Nr. 26012. (Wie I, 13 und I, 17.) (Dr. Bacz.)

Tafel 3.

1. Ornament von einer Matte der Orang kantu am Kapuas, Nr. 25961.
2. Ornament von einer Matte, Nr. 25961. (Wie III, 1.) (Dr. Bacz.)
3. Ornament von einem Gürtel, Roth und Blau auf gelblichem Gewebe, Nr. 26012. (Dr. Bacz.)
4. Ornament von einem Gürtel. (Wie III, 3.)
5. Ornament von einem Körbchen, Höhe 21 Cm., Durchmesser 14 Cm., Rottangeflecht, Nr. 26263. (Dr. Bacz.)
6. Ornament von einem Reiskorb, schwarz und gelb, aus Palmblättern geflochten; unvollendetes Flechtmodell, Nr. 26271. (Dr. Bacz.)
7. Ornament von einem Körbchen aus Rottan, schwarz und braun, Nr. 26267. (Auch auf Nr. 26269.) (Dr. Bacz.)
8. Ornament von einem Reiskorbe aus Rottan, roth, gelb und schwarz gemustert »tankin bangin«, Nr. 26269. (Dr. Bacz.)

Tafel 4.

1. Ornament von einem Körbchen aus Rottan, gelb auf schwarzen und rothen Diagonalstreifen, Nr. 26267. (Dr. Bacz.)
2. Ornament von einem Körbchen aus Rottan, Nr. 26267. (Dr. Bacz.)
3. Ornament von einem Reiskorbe aus Rottan, gelb auf schwarzen und rothen Diagonalstreifen, Nr. 26269. (Dr. Bacz.)
4. Ornament von einem Rottankörbchen mit vier angeflochtenen Füßen, Nr. 26264. (Auch auf Nr. 25959, Matte »tikar«.) (Dr. Bacz.)
5. Ornament von einer Matte »tikar«, »bidai«, »kalassa«, aus den Fasern einer Wasserpalmart geflochten, einfarbig, 204 : 90 Cm., Nr. 25958. (Dr. Bacz.)
6. Ornament von einem Körbchen mit vier angeflochtenen Füßen, Rottan, braun auf roth-schwarzen Diagonalstreifen, Nr. 26264. (Dr. Bacz.)

7. Ornament von einem Körbchen »raga menarem« aus Rottan mit Basttragband und vier angeflochtenen Füßen. Höhe 22 Cm., Durchmesser 11 Cm. Braun auf abwechselnd roth und schwarz geschrägtem Untergrunde, Nr. 26265. (Dr. Bacz.)

Tafel 5.

1. Ornament von einem Frauenhut »srau«, sehr flach, schüsselförmig, aus dünnen Rottan(fasern) verfertigt, 60 Cm. Durchmesser, grün, roth und braun, Nr. 26018. (Dr. Bacz.)
2. Ornament von einer Kopfbedeckung, gross, flach kegelförmiges Geflecht, mit kleinen Nassa - Schnecken besetzt, Nr. 10129. (Aus dem Nachlasse des Zuckerfabrikanten Richter.)

Tafel 6.

1. Ornament von einer Bambubüchse »kumop«, Durchmesser 4·8 Cm., Länge 28·4 Cm., eingeritzt, Deckel aus Eisenholz, geschnitzt, Nr. 26068. (Dr. Bacz.)
2. Ornament von einem Feuerzeug aus geritztem Bambu, mit Drachenblut gemalt, Nr. 26079. (Dr. Bacz.)
3. Ornament von einem Bambubüchchen, geritzt, Nr. 26071. (Dr. Bacz.)
4. Ornament von einem Koppenseller »mandau«, Schnitzerei an der Scheide, dunkelbraun, Nr. 3529. (Sammlung Freiherr v. Jaquin?)
5. Ornament von einem geschnitzten Holzsaug »sunkop«, cylindrisch, 73 : 45 Cm. halbe natürliche Grösse, Modell, Nr. 26308. (Dr. Bacz.)
6. Ornament von einer Matte, einfarbig »tikar«, »bidai«, »kalassa«, aus Palmenfasern, Nr. 25958. (Wie IV, 5.) (Dr. Bacz.)
7. Ornament von einer Bambubüchse »kumop« zur Aufbewahrung des Seifensurrogates, Nr. 26069. (Dr. Bacz.)
8. Ornament von einer Bambubüchse, Nr. 26069. (Wie VI, 7.) (Dr. Bacz.)
9. Ornament von einem Schnitzmesser, gravirt, Nr. 26131. (Dr. Bacz.)
10. Ornament von einem Schnitzmesser, gravirt, Nr. 26128. (Dr. Bacz.)
11. Ornament von einem Schnitzmesser, gravirt, Nr. 26129. (Dr. Bacz.)
12. Ornament von einem Armbande »gelankaju« aus dickem Rottan, 1·5 Cm. breit, 7·5 Cm. Durchmesser mit eingegrabenen Verzierungen; — von Männern am Oberarm getragen, Nr. 26100. (Dr. Bacz.)
13. Ornament von einem Ruderbootmodell »balla«, Nr. 26286. (Dr. Bacz.)
14. Ornament von einem Ruderbootmodell, Nr. 26286. (Wie VI, 13.) (Dr. Bacz.)
15. Ornament von einem Spinnrade »gassian«, geschnitzt, Nr. 26028. (Dr. Bacz.)
16. Ornament von einem Spinnrade, Nr. 26029. (Dr. Bacz.)
17. Ornament von einer Bambubüchse »kumop«, »tampad sabun«, 46·5 Cm. lang, überaus reich verziert, Nr. 26067. (Dr. Bacz.)
18. Ornament von einem Sarge »sunkop«, Nr. 26308. (Dr. Bacz.)

Tafel 7.

1. Ornament von einem Spinnrad, Nr. 26028. (Wie VI, 15.) (Dr. Bacz.)
2. Ornament von einer Bambubüchse, Nr. 26067. (Wie VI, 17.) (Dr. Bacz.)
3. Ornament von einem Feuerzeug, Nr. 26079. (Dr. Bacz.)
4. Ornament von einem Feuerzeug, Nr. 26079. (Wie VII, 3.) (Dr. Bacz.)
5. Ornament von einer Bambubüchse, Nr. 26067. (Dr. Bacz.)

6. Ornament von einer Bambubüchse, Nr. 26067. (Dr. Bacz.)
7. Ornament von einem Schilde »trabai«, Nr. 26243. (Dr. Bacz.)
8. Ornament von einem Schnitzmesser, Nr. 26131. (Wie VI, 9.) (Dr. Bacz.)
9. Ornament von einem Feuerzeug, Nr. 26083. (Dr. Bacz.)
10. Ornament von einer Lanze, Nr. 26218. (Dr. Bacz.)
11. Ornament von einem Spinnrade, Nr. 26028. (Dr. Bacz.)
12. Ornament von einem Spinnrade, Nr. 26028. (Wie VII, 11.) (Dr. Bacz.)
13. Ornament von einem Bambubüchchen, Nr. 26074. (Dr. Bacz.)
14. Ornament von einem Feuerzeug, Nr. 26078. (Dr. Bacz.)
15. Ornament von einem Bambubüchchen, Nr. 26074. (Dr. Bacz.)
16. Ornament von einem Messer »parang djimpul«, Nr. 26205. (Dr. Bacz.)
17. Ornament von einem Schnitzmesser, Nr. 26131. (Dr. Bacz.)
18. Ornament von einer Bambubüchse, Nr. 26067. (Wie VI, 17.) (Dr. Bacz.)

Tafel 8.

1. Ornament von einem Kochtopf »priok«, Nr. 25963. (Dr. Bacz.)
2. Ornament von einer Flöte »suling«, Nr. 26248. (Dr. Bacz.)
3. Ornament von einem Koppensneller, Nr. 3529. (Collection Jaquin?)
4. Ornament von einer Jacke, schwarz bemalt, Nr. 5322. (Heuglin.)
5. Ornament von einer Trommel, Nr. 26245. (Dr. Bacz.)
6. Ornament von einer Jacke, Nr. 5322. (Wie VIII, 4.) (Heuglin.)
7. Ornament von einem Feuerzeug, Nr. 26080. (Dr. Bacz.)
8. Ornament von einem Feuerzeug, Nr. 26080. (Wie VIII, 7.) (Dr. Bacz.)
9. Ornament von einer Bastjacke, Nr. 5323. (Heuglin.)
10. Ornament von einem Körbchen, schwarz und braun, Nr. 26266. (Dr. Bacz.)
11. Ornament von einem Ruder aus Eisenholz, Nr. 26288. (Dr. Bacz.)
12. Ornament von einer schwarz bemalten Jacke, Nr. 5322. (Heuglin.)
13. Ornament von einer Korbschüssel »bakul«, roth und schwarz gefärbt, Nr. 24748. (L. v. Ende.)
14. Ornament von einem Kreisel »gassian«, 18 Cm., Nr. 25998. (Dr. Bacz.)
15. Ornament von einem Sitzmättchen »tapih« aus zweifärbigem Rottan, Nr. 26048. (Dr. Bacz.)
16. Ornament von einem Spisedeckel aus verschiedenfarbigen Nipablättern, Nr. 10321. (Dr. L. Moskovics.)
17. Ornament von einem Bambubüchchen, Nr. 26067. (Dr. Bacz.)
18. Ornament von einem Ohrstöpsel aus Messing »sowang parampuan«, Nr. 22422. (L. v. Ende.)
19. Reiskorb »tankin bangin«, Nr. 26269. (Dr. Bacz.)
20. Körbchen aus Rottan, Nr. 26264. (Dr. Bacz.)
21. Kurzer Mandau sammt Arbeitsmesser, Griff aus weissem Bein geschnitzt, Nr. 5351. (Heuglin.)
22. Körbchen, schwarz und braun, mit viereckigem Boden, Nr. 26266. (Dr. Bacz.)
23. Körbchen, Nr. 26267. (Dr. Bacz.)
24. Kopfbedeckung, flach kegelförmig, Nr. 10129. (Wie V, 2.) (Collection Richter.)
25. Frauenhut »srau« aus Rottan, Nr. 26018. (Wie V, 1.) (Dr. Bacz.)

Tafel 9.

1. Schild »trabai«, Nr. 26240. (Dr. Bacz.)
2. Sarg »sunkop«, Nr. 26307. (Dr. Bacz.)
3. Schild, Nr. 26239. (Dr. Bacz.)

4. Ornament von einem Schädel. (Dr. Bacz.)
5. Mütze aus feingespalteneu Bambu mit aufgemaltem Ornament, roth auf Gelb, Nr. 22405.
(L. v. Ende.)
6. Ornament von einem Ruder aus Eisenholz, Nr. 26288. (Dr. Bacz.)
7. Ornament von der Scheide eines »parang« aus lichtem Holze, Nr. 26307. (Dr. Bacz.)
8. Ornament von der Klinge eines Schwertes »parang djimpul«, Nr. 26204. (Dr. Bacz.)
9. Ornament von dem Griffe einer Wirknadel »sulat«.
10. Ornament von einem Bambubüchsen, mit Drachenblut gemalt, Nr. 26074. (Dr. Bacz.)
11. Ornament von der Scheide eines Koppensnellers.
12. Ornament von der Scheide eines Koppensnellers, Nr. 17354. (Dr. Czurda.)
13. Ornament von der Scheide eines Koppensnellers, Nr. 17353. (Dr. Czurda.)

Tafel 10.

1. Ornament von einem Kamme »sisir«, 22·3 Cm. lang, aus rothgefärbtem Bambu, Nr. 26062.
(Dr. Bacz.)
2. Ornament von einem Rohrstück, 48 Cm. lang, Nr. 10120. (Collection Richter.)
3. Ornamente von einer Bambubüchse, 28·4 Cm. lang, Nr. 26068. (Dr. Bacz.)
4. Ornament von einem Sarge, Nr. 26308. (Dr. Bacz.)
5. Ornament von einem Spinnrade »gassian«, Nr. 26028. (Dr. Bacz.)
6. Schild aus Holz »kaliyawo malampe«, 1¹/₂ Meter lang, 1/2 Meter breit, roth und schwarz bemalt, Nr. 17408. (Dr. Czurda.)
7. Ornament von einem Schilde, phantastischer Kopf, Nr. 20017. (L. Moskovicz.)
8. Schild aus Holz, Innenseite, roth und schwarz bemalt, Nr. 15283. (L. Schiffmann aus der Sammlung Schilling.)
9. Ornament von einem Schilde aus Holz, 107 Cm. lang, 30 Cm. breit, Nr. 20017. (L. Moskovicz.)
10. Schild aus Holz, Aussenseite, roth und schwarz, Nr. 15283. (Wie X, 8.) (Coll. Schilling.)
11. Ornament von einem Spinnrade, Nr. 26028. (Dr. Bacz.)
12. Ornament von einem Dolchmesser »kris« mit Hirschhorngriff, Nr. 26211. (Dr. Bacz.)
13. Ornament von einer Hausapotheke »supon«, Nr. 25984. (Dr. Bacz.)
14. Ornament von einer Bambubüchse, Nr. 26067. (Dr. Bacz.)

Tabellarische Uebersicht des Inhaltes der Tafeln
mit Bezug auf die verschiedenen Zweige der Kunsttechnik.

1. Textilarbeiten.

a) Gewebe.

Tafel 1: Fig. 1, 3, 12, 13, 15, 16, 17.

» 2: Fig. 2, 6, 11, 12, 14, 17, 18.

» 3: Fig. 3, 4.

» 8: Fig. 4, 6, 9, 12.

b) Geflechte.

Tafel 1: Fig. 2, 4, 10, 11.

» 2: Fig. 5, 10, 13, 16.

» 3: Fig. 1, 2, 5, 6, 7, 8.

» 4: Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.

» 5: Fig. 1, 2.

» 6: Fig. 6.

» 8: Fig. 10, 13, 15, 16, 19, 20, 22, 23, 24,
25.

» 9: Fig. 5.

2. Schnitzereien und Gravirungen.

a) Schnitzereien und Gravirungen in Holz und Bambu, eingebrannte Ornamente.

Tafel 1: Fig. 7, 8, 9, 14.

» 2: Fig. 1, 3, 4, 7, 8, 9.

» 6: Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18.

Tafel 7: Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13,
14, 15, 16, 18.

» 8: Fig. 2, 3, 5, 7, 8, 11, 14, 17.

» 9: Fig. 2, 4, 6, 7, 10, 11, 12, 13.

» 10: Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 11, 14.

b) Arbeiten in Horn und Bein.

Tafel 1: Fig. 5, 6.

» 2: Fig. 15.

» 6: Fig. 9, 10, 11.

» 7: Fig. 8, 17.

» 8: Fig. 21.

» 9: Fig. 9.

» 10: Fig. 12.

IV. Metallarbeiten.

Tafel 8: Fig. 18.

» 9: Fig. 8.

V. Thonarbeiten.

Tafel 8: Fig. 1.

VI. Malereien.

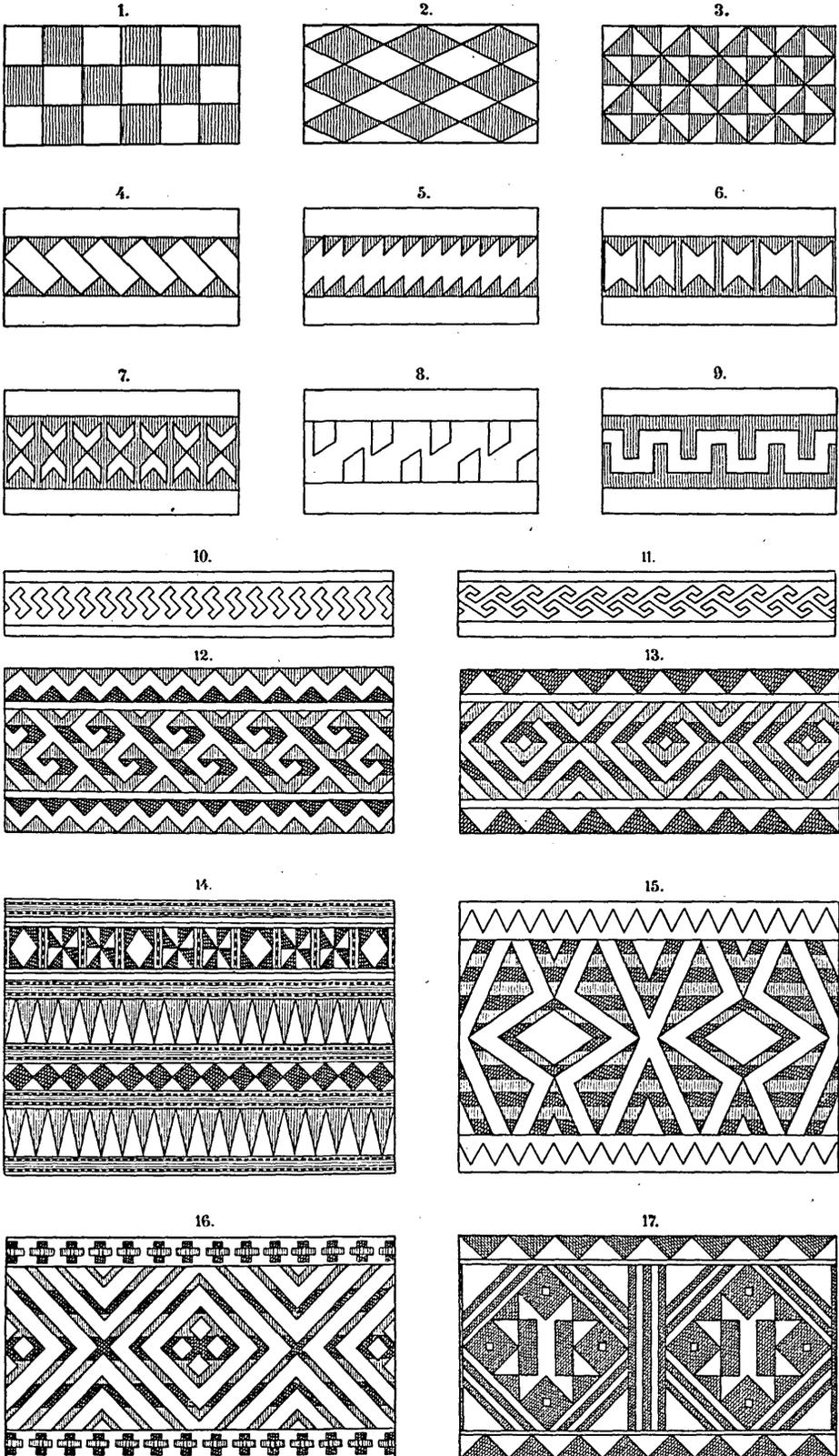
Tafel 7: Fig. 7.

» 9: Fig. 1, 3.

» 10: Fig. 6, 7, 8, 9, 10, 13.

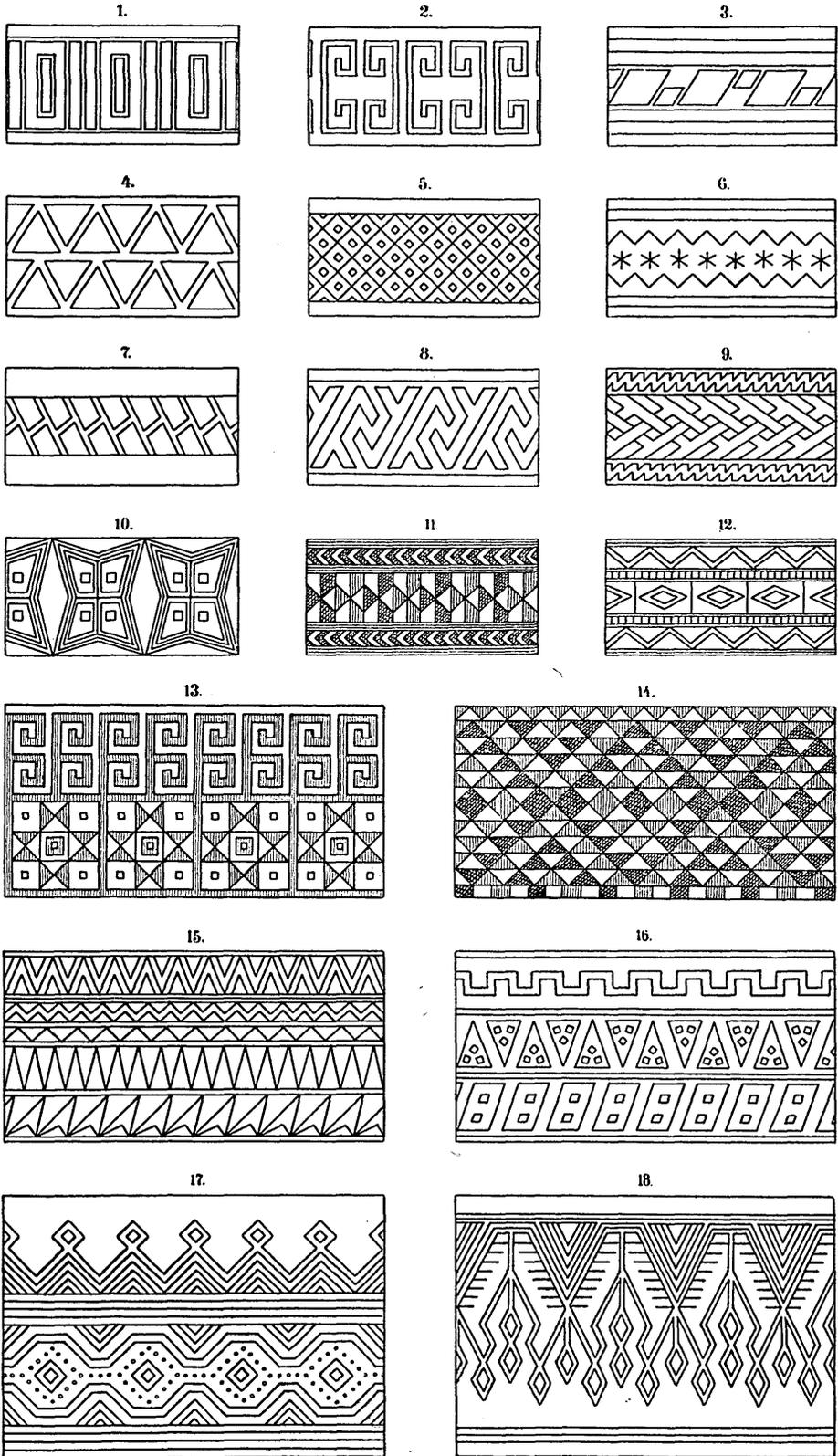
Ornamente der Dayaks. (Tafel I.)

Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1. Jackendecor. 2. Rottan-Sirih Tasche. 3. Jackendecor. 4. Rottangeflecht (Körbchen). 5 und 6. Schnitzerei an einem Messer. 7 und 8. Schnitzerei an einer Flöte. 9. Feuerzeug. 10 und 11. Flechtornamente an Körben. 14. Schnitzerei an einem Bambu. 12, 13, 15, 16 und 17. Bordüren an Lendentüchern.

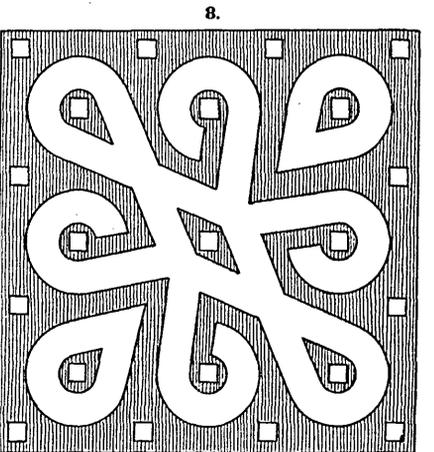
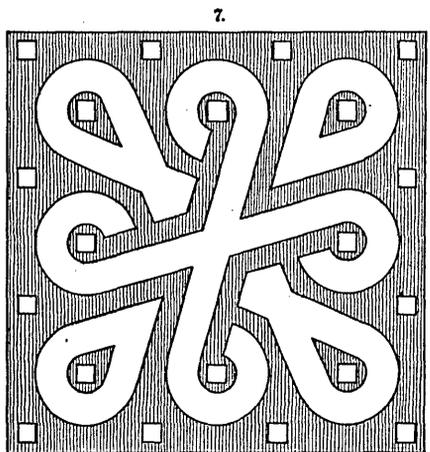
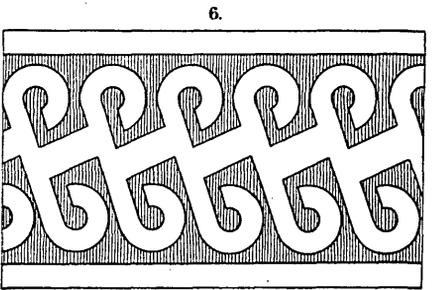
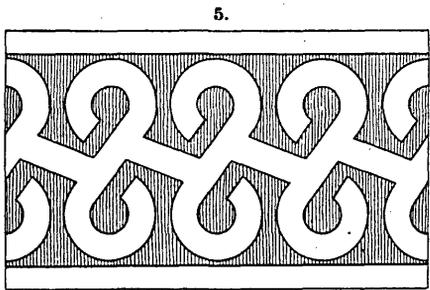
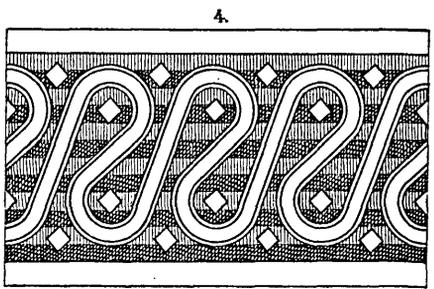
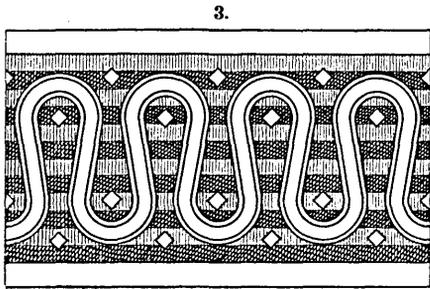
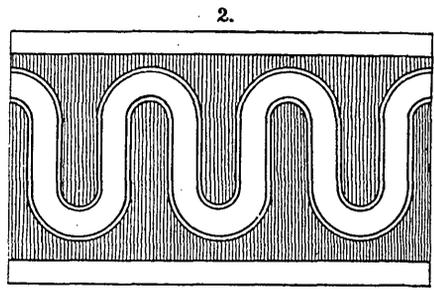
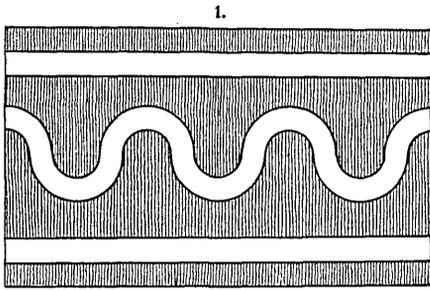
Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1. Schnitzerei an einem Töpferschlägel. 2. Jackendecor. 3. Schnitzerei an einer Lanze. 4. An einem Ruder. 5. Korbgeflecht. 6. Jackendecor. 7. Geschnittene Eisenholzform. 8. Geschnittene Lanze. 9. Schnitzerei an einer Trommel. 10. Matte. 11, 12 und 14. Jackenbordüren. 13. Korbgeflecht. 15. Schnitzerei an einem Messer. 16. Bambugeflecht. 17 und 18. Bordüren an Lentendüchern.

Ornamente der Dayaks. (Tafel 3.)

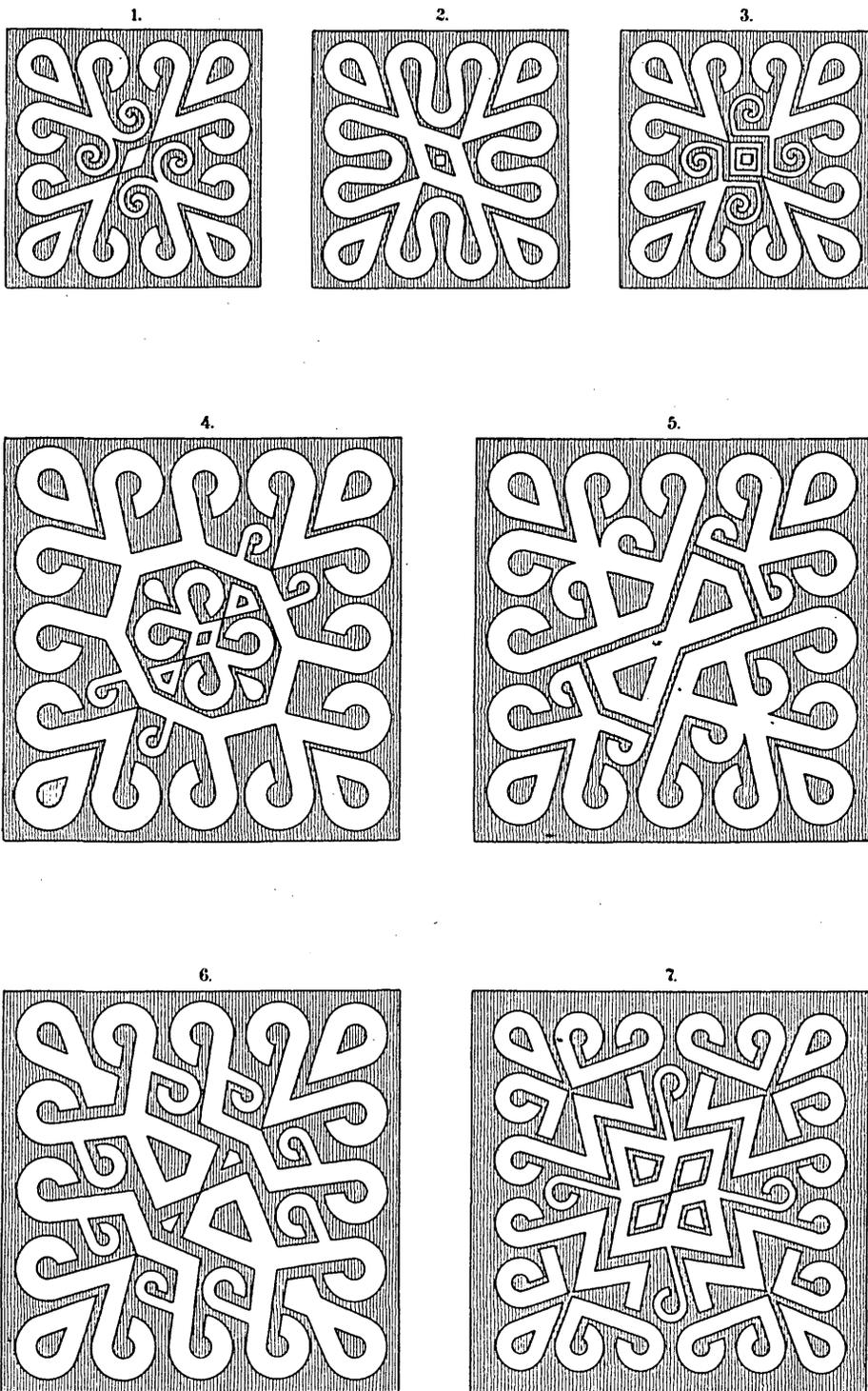
Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1 und 2. Mattengeflechte. 3 und 4. Bordüren an Lendentüchern. 5, 6, 7 und 8. Flechtmuster an Rottankörben.

Ornamente der Dayaks. (Tafel 4.)

Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen
und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.

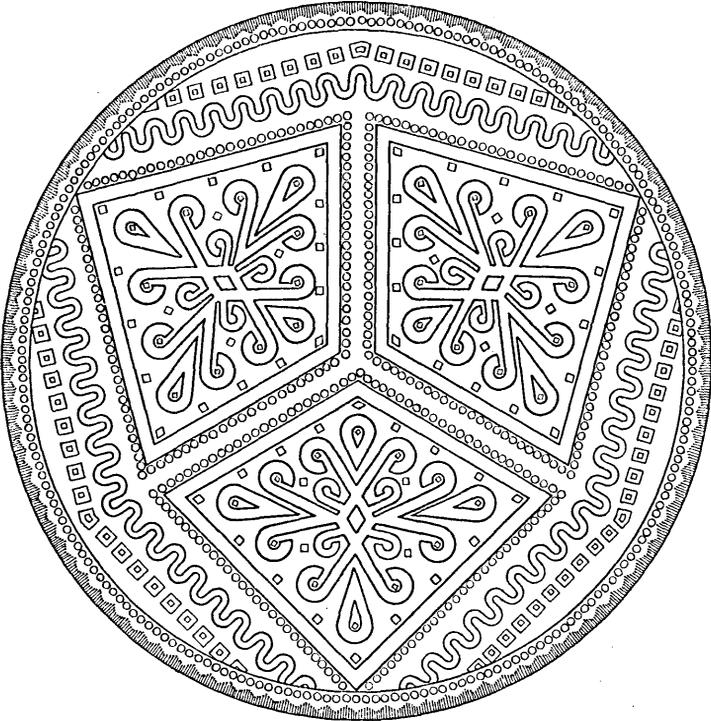


1, 2, 3, 4, 6 und 7. Flechtmuster an Körben. 5. Mattengeflecht.

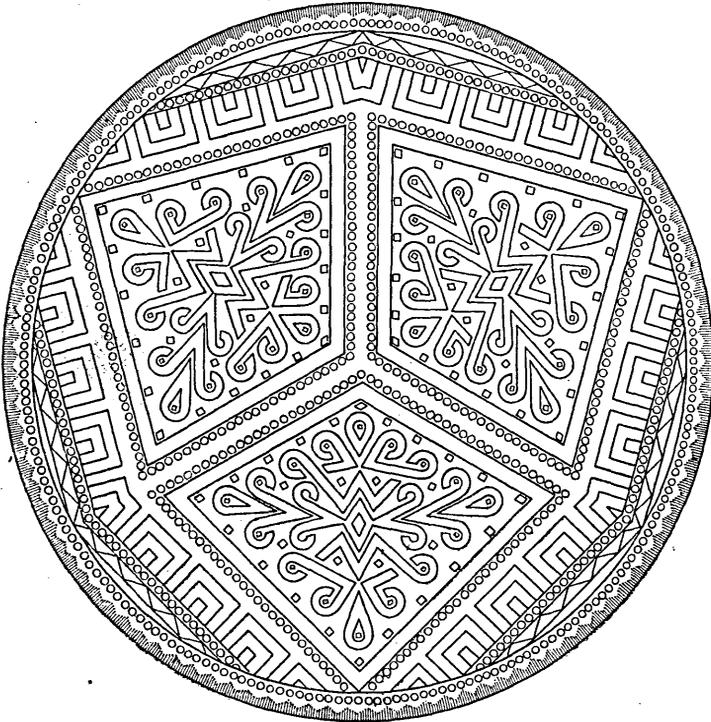
Ornamente der Dayaks. (Tafel 5.)

Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen
und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.

1.



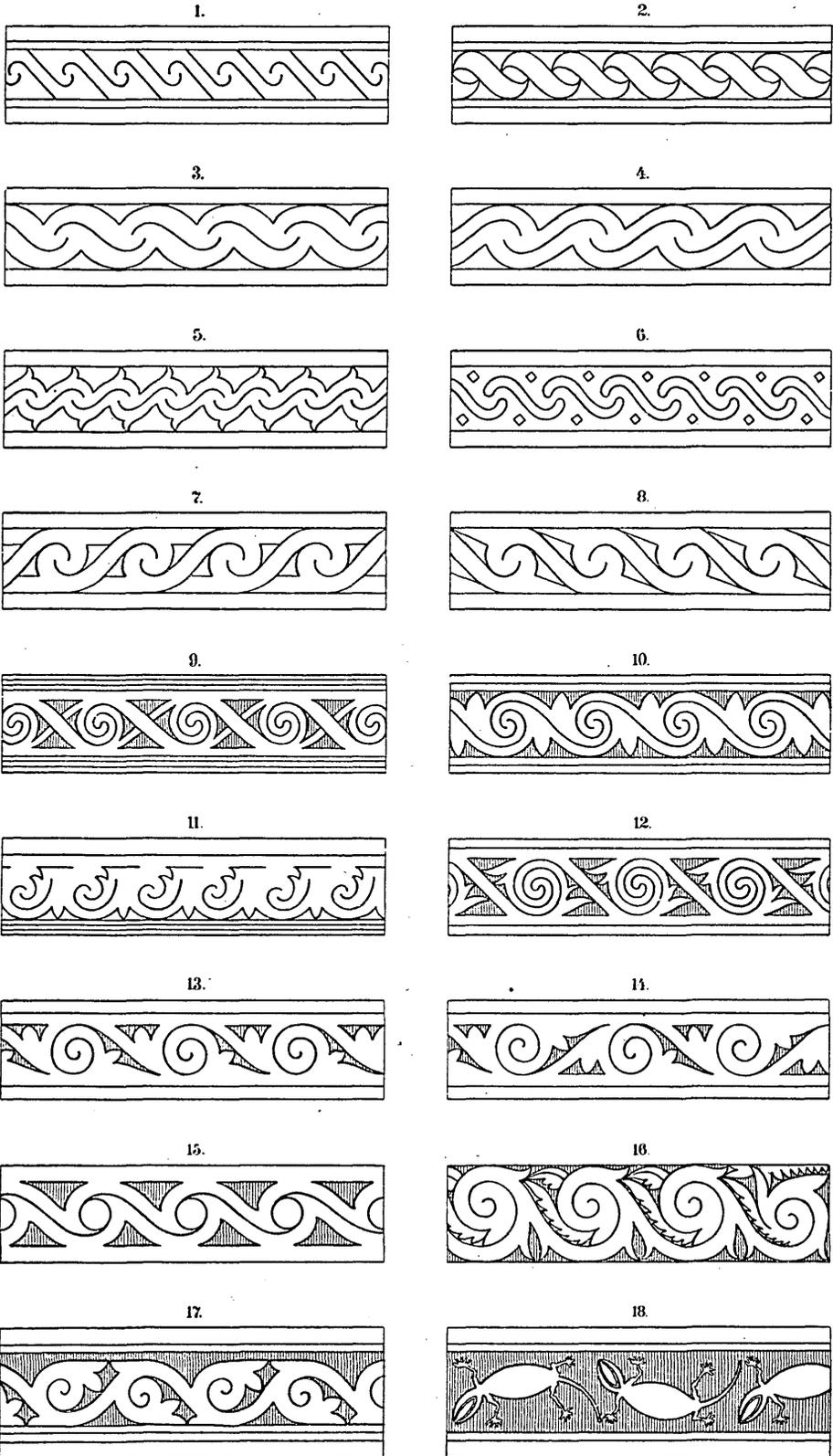
2.



1 und 2. Frauenthüte aus geflochtenem Rottan.

Ornamente der Dayaks. (Tafel 6.)

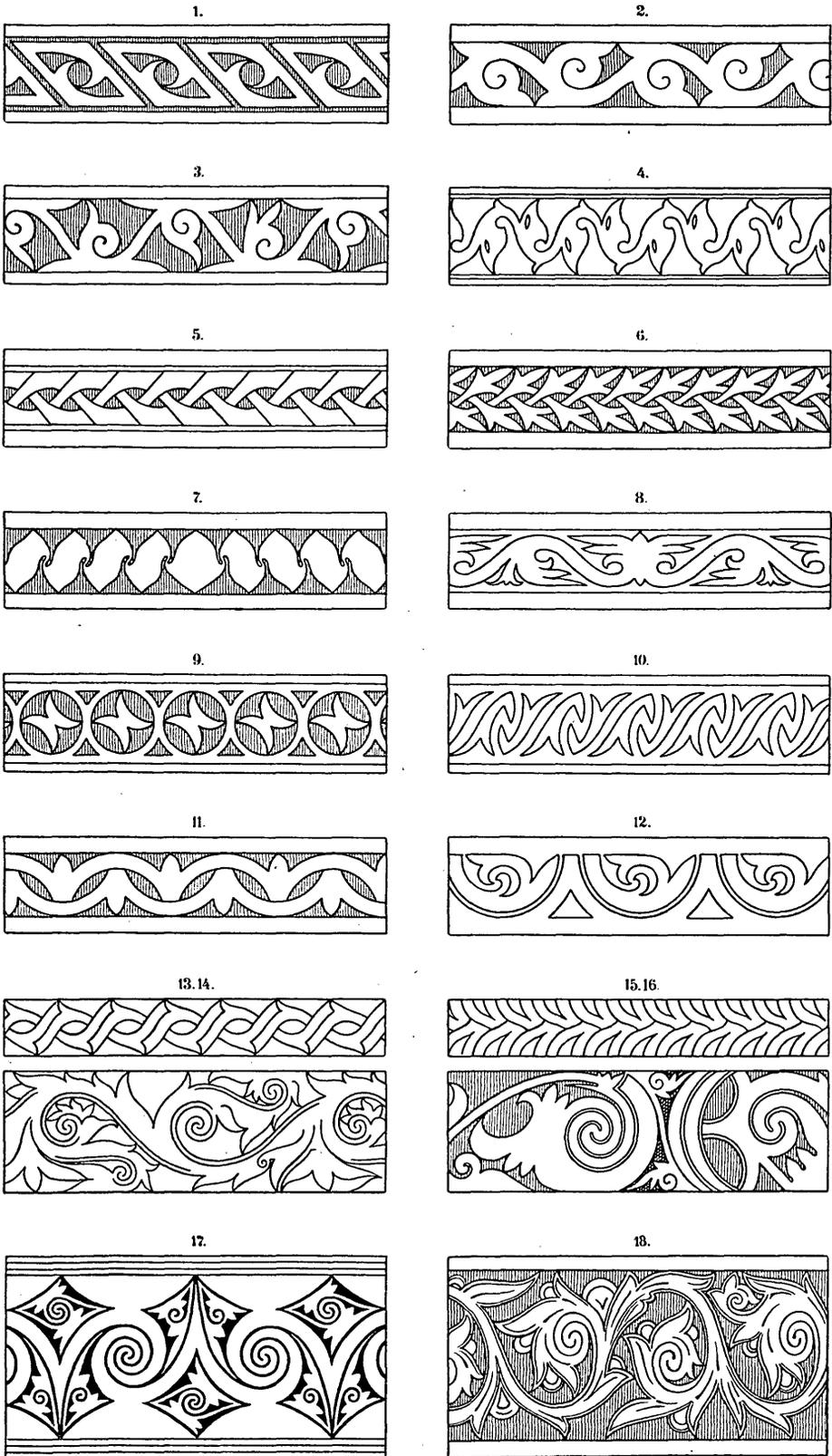
Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1, 3, 7, 8 und 17. Schnitzereien an Bambubüchsen. 2. Schnitzerei an einem Feuerzeug. 4. Schnitzerei an einem Mandau. 5 und 18. Schnitzerei an einem Sarge. 6. Mattengeflecht. 9, 10 und 11. Ornamente an Schnitzmessern. 12. Armbanddecor. 13 und 14. Schnitzerei an einem Ruderbootmodell 15 und 16. Schnitzerei an einem Spinnrade.

Ornamente der Dayaks. (Tafel 7.)

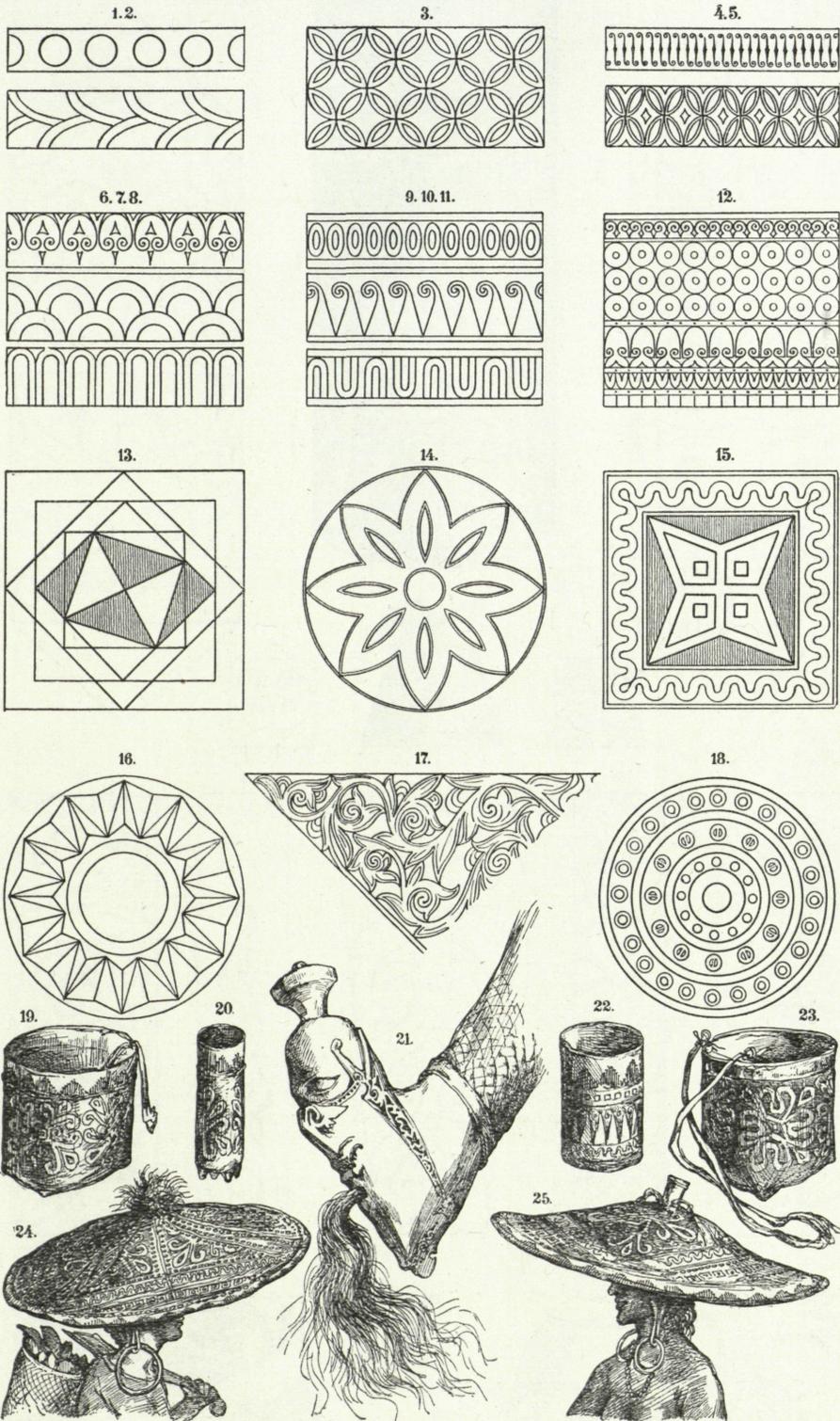
Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1, 11 und 12. Schnitzereien an einem Spinnrade. 2, 5, 6, 13, 15 und 18. Gravierungen auf Bambubüchsen.
3, 4, 9 und 14. Decor an Feuerzeugen. 7. Malerei an einem Schilde. 8, 16 und 17. Schnitzereien an
Messern. 10. Schnitzerei an einer Lanze.

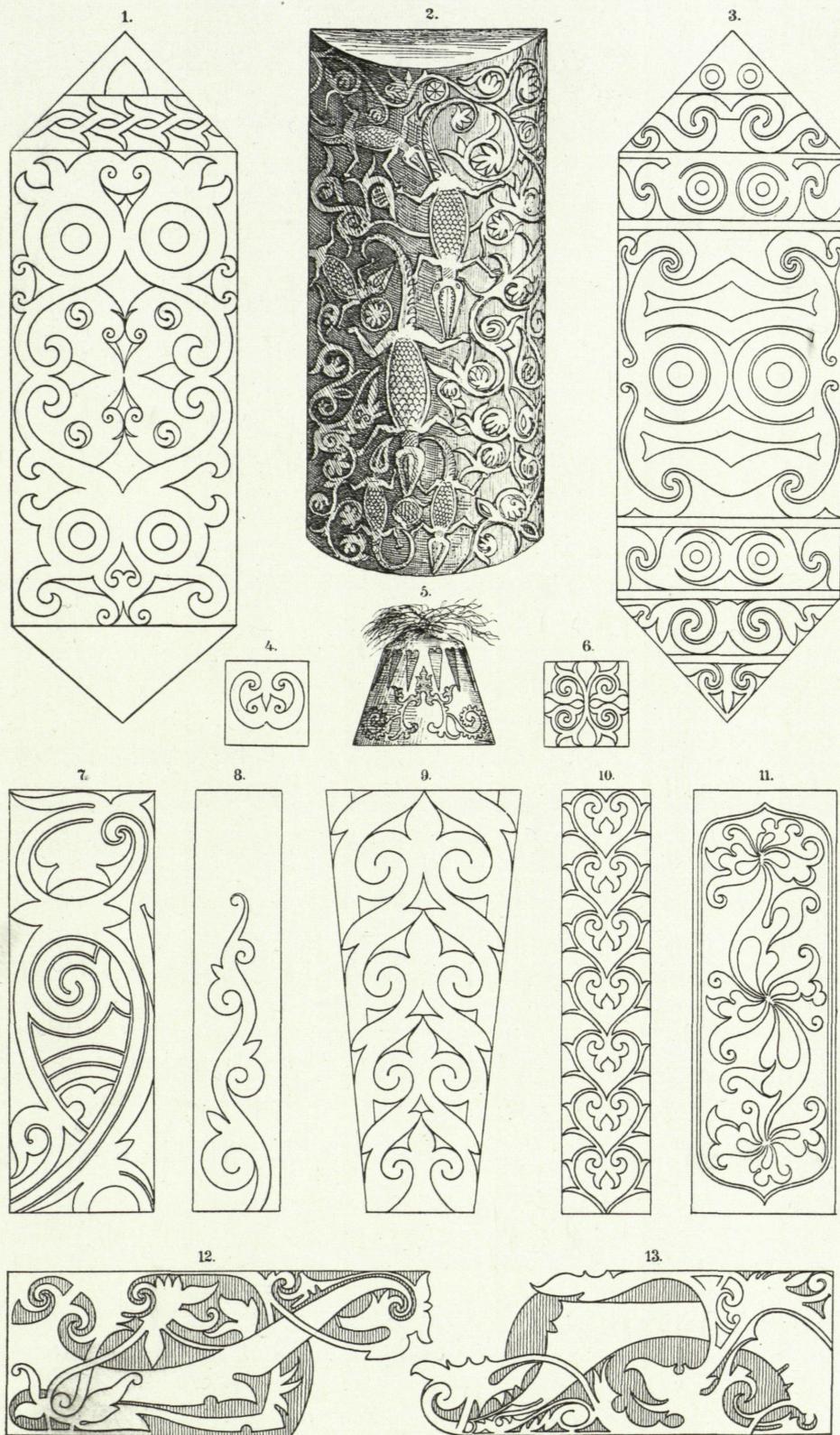
Ornamente der Dayaks. (Tafel 8.)

Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen
und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1. Ornament an einem Kochtopf. 2. Schnitzerei an einer Flöte. 3. Schnitzerei an einem Mandau. 4, 6, 9 und 12. Gemalter Jackendecor. 5. Schnitzerei an einer Trommel. 7 und 8. Schnitzerei an Feuerzeugen. 10. Korbgewebe. 11. Ruderdecor. 13. Korbsschüssel. 14. Kreiselplatte. 15. Sitzmatte. 16. Speisedeckel. 17. Theil einer Bambubüchse. 18. Ohrstöpsel. 19, 20, 22 und 23. Rottankörbe. 21. Mandaugriff. 24 und 25. Frauenhüte.

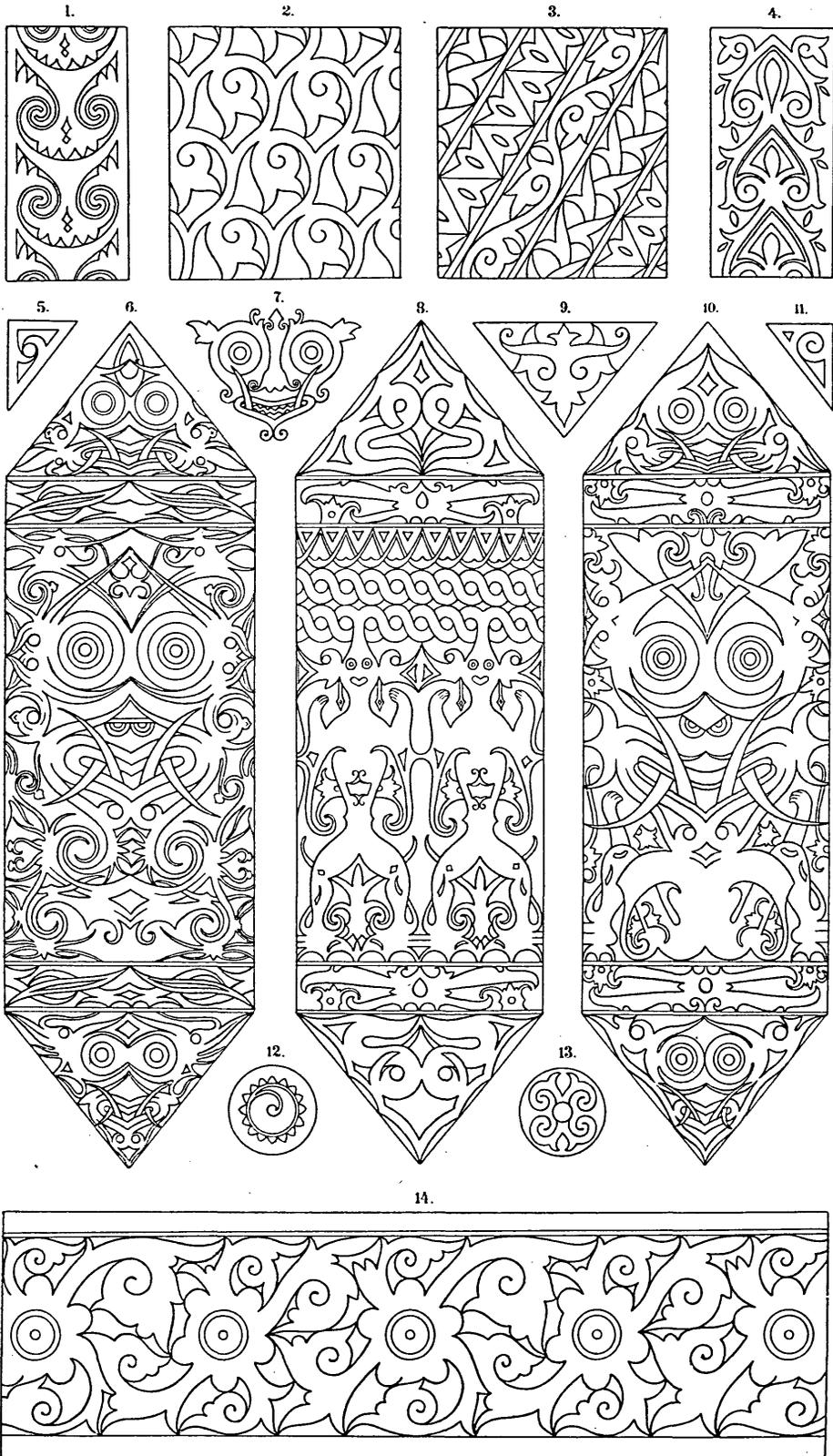
Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen
und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1 und 3. Dayakschilde. 2. Sarg. 4. Ornamentation eines geschnittenen Kopfes. 5. Mütze aus Flechtwerk. 6. Ruderdecor. 7. Geschnittene Parangscheide. 8. Gravierung einer Parangklinge. 9. Wirknadelgriff. 10. Gravirtes Bambubüchschchen. 11, 12 und 13. Mandauscheiden.

Ornamente der Dayaks. (Tafel 10.)

Nach den Objecten in der ethnographischen Sammlung des k. k. Hofmuseums zu Wien aufgenommen und gezeichnet von Prof. A. R. Hein.



1. Schnitzerei an einem Kamme »sisir«. 2, 3 und 14. Gravierungen auf Bambu. 4. Schnitzerei an einem Sarge »sunkop«. 5 und 11. Schnitzerei an einem Spinnrade »gassian«. 6, 8 und 10. Dayakschilde »kliau«. 7 und 9. Malereien an Schilden. 12. Ornament an einem Dolchmesser »kris«. 13. Deckel einer Hausapotheke »supon«.